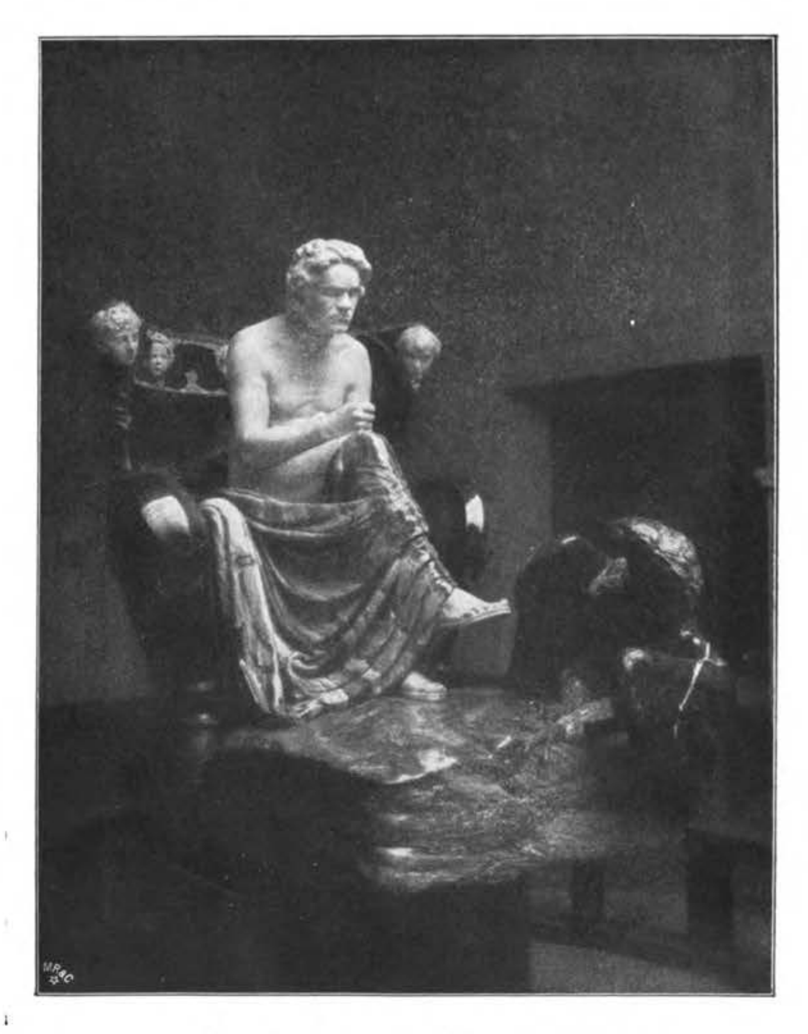


Beethoven von Max Klinger.

Photographieverlag von E. A. Seemann, Leipzig.

Beethoven.

> Die Mächtigen vollenden ihre grossen Werke und hinterlassen ewige Denkmale zum Gedächtnisse ihres Besuches, jedesmal, so oft sie in unseren mayavischen Schleier eindringen.
>
> **Kommentar zum Buche Dzyan.**

„Wär' ich ein Fürst, einen Tempel im Palladiostil würde ich ihm bauen; darin stehen zehn Statuen; Thorwaldsen und Dannecker könnten sie nicht alle schaffen, aber sie unter ihren Augen arbeiten lassen; unter neun der Statuen, meine ich, wie die Zahl der Musen, so die seiner Symphonieen: Klio sei die heroische, Thalia die vierte, Euterpe die Pastorale und so fort, er selbst der göttliche Musaget. Dort müsste von Zeit zu Zeit das deutsche Gesangesvolk zusammen kommen, dort müssten Wettkämpfe, Feste gehalten, dort seine Werke in letzter Vollendung dargestellt werden. Oder anders: nehmet hundert hundertjährige Eichen und schreibt mit solcher Gigantenschrift seinen Namen auf eine Fläche Landes. Oder bildet ihn in riesenhafter Form, wie den heiligen Borromäus am Lago Maggiore, damit, wie er schon im Leben tat, er über Berg und Berg schauen könne, — und wenn die Rheinschiffe vorbeifliegen und die Fremdlinge fragen: was der Riese bedeute, so kann jedes Kind antworten: Beethoven ist das, — und sie werden meinen, es sei ein deutscher Kaiser.“ Mit diesen Worten warb 1836 Robert Schumann bei Wienern, Bonnern, Leipzigern, beim ganzen deutschen Volke vergeblich um ein Beethovendenkmal. Das deutsche Volk ist träge geblieben, bis in unseren Tagen endlich ein Einzelner in aller Stille den Mut fasste, ein Denkmal zu schaffen, dass seiner würdig wäre. Fünfzehn Jahre hat er daran gearbeitet mit unsagbarer Geduld und mit immer tieferer Begeisterung. Heute, wo es vollendet vor uns steht, lassen wir uns gern hinreissen zu der masslosen Bewunderung, dass seit den Tagen des Zeus des Phidias ein gleiches Kunstwerk nicht gesehen worden ist.

Und wenn die Fremdlinge nach Leipzig pilgern werden und fragen, wen jene Bildsäule im Tempel darstelle, so kann jedes Kind antworten: Beethoven ist das, — und sie werden meinen, es sei ein Gott gewesen!

Keinem unserer Grossen war es beschieden, so schnell aus dem Menschentum in den Olymp aufzurücken, als Beethoven. Und nicht zum wenigsten hat Klingers Meisterschöpfung dazu beigetragen. Bis-



her war uns der Schöpfer der neunten Symphonie, der Missa, des Septetts und all' der Offenbarungen des Tones, die wir als seine Werke kennen, der kleine Sonderling gewesen, der mit dem abgebrauchten Cylinder und dem mächtigen Wirrkopf voller Haare eher einen komischen Eindruck gemacht haben mag. Es stand neben seinen göttlichen Werken nur der kleine Menschenkörper, der dem Riesengeist als Instrument gedient hatte. Klinger endlich hat den Bann gebrochen und uns aus der zerbrochenen Hülle den Saturnier erstehen lassen, der in unendlichem Leiden den widerspenstigen Körper überwunden und trotz aller Hemmnisse dem Himmel das Bekenntnis der Freiheit entrungen hat. Der Mensch Beethoven ist für uns tot, die Kraft Beethoven und die Weisheit Beethoven und das Ringen Beethoven ist uns als neues Vorbild erstanden. Unsere Vorstellung von ihm wird in Zukunft die Züge des Klingerschen Meisterwerkes tragen.

In diesen Ostertagen fuhr ich am Schwarzspanierhause 200 in Wien vorüber; das Wiener Treiben geht gleichmütig an dem Hause vorbei und die Wenigsten ahnen, welch' erhabene Initiationen hier stattgefunden haben. Am Auferstehungsfest des Geistes hat man seiner Stätte völlig vergessen! Ich konnte einen Schmerz über die Brutalität des Alltagslebens, welches das Edelste gleichmütig zerstampft, lange nicht überwinden, bis mich gleichgestimmte liebe Seelen den Weg nach Heiligenstadt hinausführten an das friedliche Häuschen, wo „Er“ die Eroica in ländlicher Einsamkeit konzipierte.

Dort hatte die Natur seiner gedacht und ihr schönstes Blütenkleid angelegt, um Ihn zu feiern. Dann sind wir zusammen den Weg ins Feld hinausgegangen, den Er oft gewandelt sein mag, wenn ihn die Fülle der Eindrücke nicht mehr im engen Stübchen litt. Dort versteht man, dass Beethoven aus der Natur schaffen musste, die wie eine Jungfrau im Brautschmuck sich im lieblichen Frühlingskleid ausbreitet. Hier kann man die Pastorale nachempfinden, hier auch die Faustmusik der C-mollsymphonie, die das Ringen der göttlichen Kraft gegen die nivellierende Macht des Schicksals darstellt. Wie der Wille zum Leben im Frühjahr mit Gewalt die Beschränkung der Materie durchbricht und neue Offenbarungen der Schönheit gebiert, so tönt in uns bei diesen Erinnerungen der gewaltige Willensausdruck des ersten Satzes der fünften und löst sich brausend in die glückliche Erkenntnis der Liebe als der Urkraft der Welt auf, die



ein unsterbliches Denkmal in der „Neunten“ gefunden hat: Seid umschlungen Millionen, diesen Kuss der ganzen Welt! —

Und doch wie Wenigen ist diese Fülle des Lebens zugänglich! Wer hat zu seinen Lebzeiten „Ihn“ voll verstanden und wer hat unter uns die innere Reinheit und Heiligkeit, um ganz in Beethoven aufgehen zu können? Begreifen wir doch nur das, was wir in uns selbst verwirklicht haben an Erkenntnis d. h. an Kraft des Lebens und der Liebe. Wie sehr stehen wir da noch im Anfange des Verständnisses Beethoven'schen Geistes! —

Nur durch das Okkulte können wir Beethoven zu begreifen versuchen, indem wir selbst in die Tiefen des Geistes hinabsteigen, aus denen das schöpferische Wort erschallt. „Musik ist höhere Offenbarung als alle Weisheit und Philosophie“ hat uns Beethoven selbst gelehrt. Sie ist in der Tat das Sprechen des Wortes, von dem im Johannesevangelium die Rede ist. Aller Okkultismus läuft darauf hinaus, dieses „verlorene Wort“, die göttliche Schöpferkraft, die dem Menschen eingeboren ist, deren Besitz er aber durch den Mangel an Selbsterkenntnis verloren hat, wiederzufinden. Dieses Wiederfinden besteht nicht allein in einem Suchen danach, sondern in einem Sprechen, d. h. in dem Verkörpern des „Wortes“, des „Lebens“ durch uns selbst. Zuerst wird es uns tausendfach missglücken, bis der letzte Rest unseres Sonderseins ertötet ist und die volle Harmonie der Sphären, uns bewusst, in uns ertönt. Dann sind wir selbst Grundtöne dieser Harmonie geworden und eins mit dem Leben.

Es wird dem Leser einleuchten, dass dieses Tönen nicht ein Klingen von Musikinstrumenten unserer Erde sein kann, sondern ein Erkennen geistiger Harmonieen und Disharmonieen, die man, emporgehoben zur Höhe geistiger Wahrnehmung, nicht allein empfinden und hören, sondern selbst tönend verändern kann. In jenen Regionen leben die besseren, höchsten Teile unseres Wesens, und beständig sinken Begriffe, Empfindungen als Erkenntnisse von oben herab in unsern niederen Menschen. Es sind dies Erkenntnisse feinster höchster Schwingungen und ihren Ausdruck finden sie in dem, was wir Kunst nennen. Insbesondere erzeugt die Musik, wenn auch auf niedrigerer Stufe als die Erkenntnisse selbst es sind, so doch in ähnlichster Form wiederum Schwingungen, die in engster Correspondenz mit der geistigen Ebene stehen und ihr treues Spiegelbild sind. Von der Musik könnte



man mit höchster Berechtigung sagen: „Und das „Wort“ ward Fleisch und wohnete unter uns.“ Sie ist in der Tat unmittelbare schöpferische Kraft für den, der vermag, sich durch sie zu seinem eigenen göttlichen Wesen emporzuschwingen, der imstande ist, das „Wort“ tönend durch sich sprechen zu lassen. Das ist der Mensch, der „gefunden hat, was er suchte“. Das ist der, der anfängt „Mensch“ zu sein. Und ein solcher war Beethoven. Als ein solcher ist er ein Lehrer der Menschen geworden und hat Weisheit über Weisheit in seinen Werken uns hinterlassen. Von dem Wollen zu allem Guten, vom Glauben an die Kraft des Willens und der Freiheit (Eroica) hat er uns durch seine Symphonieen hindurchgeführt über die C-moll, die Ueberwindung des niederen Menschen in die Regionen des Heiligen, wo rückschauend, verklärend der Lebensgang dargestellt ist (in der neunten Symphonie), durchtränkt mit der Weisheit des vor dem Tode stehenden aber unbezwinglichen Heiligen, der erkannt hat, dass in der Beherrschung die höchste Freiheit liegt. Und dabei ist dieses grösste aller Musikwerke ein hohes Lied des Lebens, der Lebensbejahung, ein Bekenntnis, wie schön und herrlich das Dasein im Lichte des Göttlichen ist, das alle Philosophie in den Schatten stellt.

Wenn wir es doch alle versuchen wollten, in jene Offenbarungen einzudringen, wenn wir Beethoven zu unserem täglichen Gebet machen wollten, es gäbe bald nur noch gute Menschen auf der Welt! Er ist ein Beispiel der Aufopferung des einen für alle, das in seiner Grösse noch kaum erkannt ist. Denn das Grösste ist es, teil zu haben am Göttlichen und es nicht für sich behalten, sondern unter den Menschen damit zu wuchern. Wenn auch der Mut, das Göttliche den Profanen zu offenbaren, die Strafe des Leidens in sich trägt, denn die Menschheit züchtigt die am meisten, die ihr ihr Herzblut geopfert haben, so wird doch um so fester das Band von neuem geknüpft, welches die Seelen aus dem Niederen zum Höheren emporzieht. Auch für Beethoven war sein Künstlerdasein ein Aufopfern unter höchsten geistigen und körperlichen Leiden, das er zu überwinden versuchte mit der Ermahnung: „Nicht Mensch sein für Dich, nur für Andere leben“ (1812) und das er überwunden hat, indem er uns unvergängliche göttliche Weisheit lehrte. Unter den Lehrern der Menschheit und den Gesalbten der Loge steht er an der Seite Michelangelos als einer der Würdigsten. *P. Z.*



Das Wesen der Musik.

Kunstwerke sind Persönlichkeiten. Wir lieben sie und lieben sie nicht aus demselben Grunde, wie wir Personen lieben oder nicht lieben. Sie sind schön, heiter, anregend, tief, oder sie sind trocken, geistlos, ermüdend, deprimierend. In einer musikalischen Komposition geben Rhythmus, Harmonie und Melodie dem Werke Rückgrat, Körper und äussere Schönheit, drei fundamentale wünschenswerte Elemente bei Personen. Der musikalische Gedanke, welchen das Werk als Ganzes uns offenbart, ist der Lebensfunken, die Seele, die innere Wirklichkeit, welche einer Person ihr äusseres Dasein ermöglicht — ja notwendig macht. Und im Verhältnis zu diesem inneren Lebens-Grund und -Willen und der Vollkommenheit seines Ausdrucks, wird ein Kunstwerk mehr oder weniger künstlerisch bedeutend sein, als eine Person bedeutend ist je nach der Stärke des Geistes, der ihre Gedanken und Taten belebt.

So wird uns mehr und mehr klar, dass eine wertvolle Komposition nicht etwas ausserhalb des Lebens Stehendes ist, um uns innerhalb des Lebens zu amüsieren, sondern eine mehr oder weniger vollkommene Reflexion des Lebens selbst.

Man kann daraus leicht ersehen, dass ein Werk hervorragend auf uns wirken kann, in seiner Melodie allein, oder seiner Harmonie oder seinem Rhythmus allein und dennoch sichtbar an den anderen mangeln, und daher wird es verfehlen unsere ganze Natur zu befriedigen, oder, obwohl hervorragend in der technischen Beherrschung aller drei, kann es doch nur eine blosse Schale sein, ohne uns irgend einen musikalischen Gedanken auszudrücken.

Dieser „musikalische Gedanke", das Wirkliche hinter der Maske rhythmischer, harmonischer, melodischer Technik — was ist es? Die Reihe der schon bestehenden Definitionen und Konjekturen ist eine lange und widerstreitende, sie rangieren von der blossen Form, durch



Farbe, Empfindung, Drama, Philosophie bis herab zu den neuesten Entdeckungen in der psychologischen Welt. Ganz klar, denn diese Wirklichkeit ist ein Popanz, aber einer, der an Grösse und Bedeutung von Jahr zu Jahr zugenommen hat. Ein Indizienbeweis würde bestätigen, dass er einem Chamäleon gleichen muss. Wir neigen mehr dazu, sie für eine Art proteusartiges Känguruh in Schafskleidern anzusehen, wie wir weiterhin beweisen werden.

In der Litteratur giebt uns eine Sentenz etwas, das über ihrer Grammatik und dem Klang ihrer Worte steht, nämlich einen inneren Sinn. Bei einer Komposition kann man diese innere Bedeutung hinter Rhythmus, Harmonie und Melodie den Inhalt des Werkes nennen, das, was das Rahmenwerk der Noten erfüllt, belebt, wie Geist und Endzweck den Körper eines Menschen beleben. Dennoch erklärt die Bezeichnung Inhalt, so passend sie sein mag, um daraus logisch zu schliessen, nichts. Es ist das Schafskleid, hinter dem wir den wahren Träger suchen müssen. Es war unvermeidlich, dass der Inhalt in der Musik immer wichtiger wurde, nachdem die Menschen einmal gefunden hatten, dass Musik mehr als süsser Klang, dass sie tatsächlich das Vehikel einer ergreifenden und geistigen Kraft von unbegrenzter Stärke sein kann. Um jedoch den Entwicklungsprozess zu beobachten, müssen wir begeisterte Zoologen werden und der Fährte unseres schlauen Popanz — Inhalt — folgen. Wir entdecken zuerst, dass er eher ein lebendiges Tier ist mit der Gepflogenheit, recht unzeremoniell über den Horizont zu springen, gerade, wenn wir ihm mit viel Mühe ein behagliches orchestrales Plätzchen (mit anderen Worten eine klassische symphonische Form) als Wohnort bereitet haben. Wir wollen uns ansehen, wie er dieses Kunststückchen ausführt. In seinen ersten kulturellen Stadien mag Inhalt eine blosse Bezeichnung sein, ein Arrangement von Noten und Notenlinien, welches dem Ohr dasselbe Vergnügen gewährt, wie eine zarte Spitze, ein schöner Teppich oder die Symmetrie der Staubgefässe einer Blume dem Auge. So ist vieles von Haydn und Mozart. Nehmen wir an, dass wir vor etwa hundert Jahren in europäischen Hofkreisen lebten und gewöhnt wären von der Musik dieses formale Vergnügen zu erlangen und stellen wir uns vor, dass wir plötzlich Kompositionen gegenüber gestellt werden sollten, welche alle die heiligen Kanons musikalischen Herkommens verletzten. Wir könnten nicht mehr die



gewohnte Nahrung in unserer musikalischen Kost finden, wonach hätten wir dann auszuschauen? Einfach der Popanz hatte einen seiner flüchtigen Kängeruhsprünge gemacht. Wenn wir ihn vernichten, mit anderen Worten unsere Aufmerksamkeit den neuen Werken schenken, so finden wir, dass, während man die Form des Entwurfes ignorierte, ein ergreifender Ausdruck für Kunstmusik gewonnen wurde. Musik war nicht länger mehr Spitzen und Blumen; sie war Freude, Schmerz, Entsetzen, Frohlocken, Leidenschaft — es war Beethoven und Wagner. Aber entgleiste Empfindung und beherrschte Empfindung sind zwei sehr verschiedene Dinge und so hatten wir denn und haben noch die zwei Spezies vom Popanz, einen wilden und einen Hauspopanz. Der erstere betrachtet Empfindung, den Zustand des Fühlens selbst als ein Ende und kümmert sich wenig darum, als was für ein Ende — und der zweite betrachtet die beherrschenden und leitenden Impulse, die aus dem Empfinden geboren wurden, als die Quelle der Kraft im Leben. Die Extreme sind Caliban und Prospero, der erste ein Sklave flüchtiger Leidenschaft, der zweite ein eifriger Förderer des natürlichen Gesetzes.

Die Menschen, welche Empfindung in die Kunstmusik einführten — in der Volksmusik war sie immer schon vorhanden — waren moralische Riesen und gehören daher in Prospero's Klasse. Aber viele Andere weniger Grosse erfassten den Wink — Menschen, welche fühlen konnten und das Genie hatten Empfindung auszudrücken, aber nicht die Beherrschung der Empfindung. Das hat in unserer Zeit zu einer ungeheuren Produktion von Musik geführt, die in Bezug auf ihren ergreifenden Ausdruck bemerkenswert ist, durch Menschen, von denen man oft sagt, dass sie Wagners Fehler, aber nicht seine Grösse nachahmen. Sie sind wahre Wunderschöpfer und ihre Musik übersteigt alles Vorhergegangene an Irisieren, an chromatisch tonalen Orgien, beliebigen Empfindungen, angenehmen und unangenehmen. Aber sie haben keine Antwort für den, der erschreckt zusieht und fragt „wohin?“ Die Tiefen und Untiefen des Lebens haben für sie nur einen ästhetischen Wert, bis sie vielleicht sich selbst gestrandet und untersinken sehen, Auge in Auge mit dem Kampf des Lebens und des Todes. Doch sind viele von diesen heroischen Drifters grosse Männer gewesen, Genies, die in ihrem Fieber sich zu äussern höchst fruchtbar in der Erfindung neuer Ausdrucksmittel gewesen sind und



ihren Nachfolgern ein unschätzbares Vermächtnis hinterlassen haben. Sie haben indessen den moralischen Faden, der unentwirrbar in das Schema des modernen Lebens verwoben ist, einer Kunst verweigert, deren rechtmässiges Gebiet das ganze Panorama des Lebens ist. Sie beschäftigen sich beständig mit moralischem Material nicht ernsthaft, bildend, sondern nur, weil es malerisch oder romantisch ist!

Das sind die neueren Romantiker und Realisten. Sie haben keinen Anteil an der Arbeit, menschliche Zustände zu formen, wie es Beethoven und Wagner taten, sondern haben nur mit vollendeter Geschicklichkeit die zerlumpten, ewig anklagenden menschlichen Zustände um sich dargestellt. Ein Mann möchte ihr Savanorola gewesen sein — Brahms — und in der Tat, es dauerte eine Zeit lang, bis man fand, dass hinter der scheinbaren Strenge seiner Stimme keine echte Prophezeiung oder Offenbarung für die moderne Musik stand. Nicht zufrieden damit, blosse unvernünftige Rührseligkeit einzuschränken, leugnete Brahms seinen Zeitgenossen, vielleicht stillschweigend, ihre gerechtfertigte Verheissung normalen dramatischen Fühlens ab und verfiel selbst in eine Art kolossalen Formalismus'.

Aber weder die regenbogenfarbenen, doch formlosen Nebel der Rührseligkeit, noch eindringlichen, doch dürren Täler des neuzeitigen Formalismus können unseren Blick vollständig vom schimmernden Gipfel einer Kunst abziehen, die vollendetes Leben, Form, Farbe, Empfindung, Gedanken, Tat, Wissen, und Gutes und Böses zugleich ist — das ganze Lebensdrama — die Kunst Beethovens und Wagners.

Man hat die Essenz dieser Kunst, die Schilderung wiedererzeugender menschlicher Zustände in der modernen Jagd nach Sensation fast aus den Augen verloren. Und dennoch können wir „Hurrah den Modernen" rufen, denn diese ruhelose Gährung wird einen Wein seltener Lese hervorbringen. Aber was wird geschehen, wenn eine Generation, die sich von post-Wagnerischer Rührseligkeit genährt hat (niemals einer logischen Entwicklung von Wagner aus), einer Musik gegenüber gestellt wird, der es weder an Zeugungsfähigkeit, Farbe und dramatischer Kraft noch Umkehr zum Formalismus fehlt, die aber nicht länger mehr die gewohnte ergreifende Betäubung sein wird? Zweifellos wird in einem solchen Falle die ganze raison d'être der Musik zuerst scheinbar verschwunden, der lebende Geist geflohen sein. Einfach, unser Popanz wird wieder einmal einen Sprung ge-



macht haben, und wir müssen den Inhalt wieder anderswo suchen als in der Sensation.

Um ihn zu finden, müssen wir fragen: „Was ist der finale Unterschied zwischen dem Menschen, der Rührung als Ziel annimmt und dem einen, der sie dorthin stellt, wohin sie in Beziehung zu den anderen Dingen des Lebens gehört, um das Leben selbst zu einem erwünschten Ziel zu führen. Sichtlich wird der eine getrieben, während der andere mit der Hand am Ruder sein Schiff dem bestimmten Hafen zusteuert. Und was braucht der Zweite, um das auszuführen, was den Ersten nicht kümmert? Einfach — den Willen es zu tun. So entpuppt sich unser Popanz, der sich eine Weile als Rührung — den Willen zu fühlen — verkleidet hat, als der Wille zu tun, zu handeln.

So wird der Wille zu tun, das Handeln, zum Inhalt der Musik, er entthront die überhandnehmende Gemütsbewegung und den künstlichen Formalismus, beides Aspekte des minderen Willens zu fühlen, während er gleichzeitig Form und Gemütsbewegung zu seinen eignen Zwecken gebraucht. So nimmt es der grössere Wille mit dem ganzen Leben auf, indem er uns befähigt uns durch unsere Taten dem Ziel zu nähern, das uns unser Streben klar macht; im höchsten Fall beherrscht das Gefühl nur einen Teil jenes Ganzen.

Und wie ist dieser Prometheus zu erkennen seit Jupiter entthront ist? Einfach, indem wir in unser alltägliches Selbst schauen und sehen, ob die Musik, die wir hören, in uns einen Zustand des Gefühls oder einen Zustand des Handelns erweckt. Unsere Diskussion hat uns zum Schluss zu keiner philosophischen Abstraktion geführt, aber zu etwas, das Jedem von uns in ihm sogleich bekannt war. Der Wille zu tun, Handeln als Inhalt, macht uns seinen Eintritt in die Musik zuerst fühlbar, indem er sich des musikalischen Materials, Rhythmus, Melodie, Harmonie bemächtigt und es aus einem zärtlich gehegten, jedoch vorbestimmten Traum, zum Bewusstsein eines wirklichen und intensiven Lebens erweckt. Musik singt uns nicht länger mehr hübsch, noch trägt sie uns hinüber in eine Welt sorgloser Vergnügungen und Träume, sondern belebt uns oder deprimiert uns in einer unbeschreiblichen Art, macht uns bewusst für das praktische Leben, aber erhöht seine Bedeutung und erinnert uns an unsere bisher nicht verstandene Kraft, das Leben zu formen, wie wir wollen.



Wenn wir nicht hauptsächlich nach angenehmer Sensation durch den Ton suchten, so würde uns Beethoven oft in dieser Weise berühren. Intensive Gemütsbewegung giebt uns Vergessenheit für Dinge, an die wir uns erinnern sollten, aber nicht erinnern wollen. Auf der anderen Seite zeigt uns der Wille zu tun, welcher Bereitschaft und Stärke zum Handeln bedeutet, alle Dinge in unserer Erfahrung, Träume und Wirklichkeiten, Gefühle und Taten, giebt uns aber gleichzeitig die Kraft, sie ordnungsgemäss zu arrangieren. Wir brauchen kaum weiter zu blicken, um zu sehen, warum selbst der Musikliebhaber sich zuweilen nicht der Aufgabe gewachsen fühlt, mit einer Beethoven-Symphonie sich hervorzutun. Es ist nicht Lethe, sondern Leben mit des Lebens Verantwortlichkeiten! Und auch hier ist die Person leicht erklärt, die Wagner „mit Unterbrechungen" liebt: — den rührenden Unterbrechungen. Eine solche pickt, wie Jack Horner, rührselige Rosinen aus der Wagner-Welt Pastete, lässt aber die Pastete selbst erwachsenen Personen, die in ihrer Glückseligkeit nicht von Süssigkeiten abhängig sind. Während die Letzteren aber keineswegs die Ergötzungen des Ersteren verachten, so schauen sie doch darüber hinaus und sehen den Willen in Wagners Werken, wie er langsam, aber mit unwiderstehlicher Kraft die Substanz idealen Lebens und heroischer Tat aufbaut.

In einem wirklichen musikalischen Kunstwerke können die Gebiete, die von einem dieser verschiedenen Inhaltsphasen beherrscht sind, nicht gemessen und registriert werden. Sie verschmelzen und überdecken sich gegenseitig. Sie sind aber trotzdem erkennbar. Wenn wir doch lernen würden sie zu unterscheiden, die musikalische Offenbarung direkt zu lesen, so wäre der erste Schritt, wenn wir es nicht schon lange vorher getan haben sollten, getan, einen solchen traurigen Glauben wie den, dass die Musik allein dazu da sei, um uns durch Töne angenehme Empfindungen hervorzurufen, auszurotten; das mag in einer gewissen Periode der menschlichen Entwicklung universell eine haltbare Stellung gewesen sein und sie ist immer noch das unsichere Bollwerk jener, die noch immer darauf bestehen, in der Vergangenheit zu leben. Der zweite Schritt ist, den Glauben zu verbannen, dass Musik ursprünglich existierte, um durch den Ton irgendwelche Empfindungen zu geben, angenehme oder schmerzliche. Denn dann würden wir noch nach Befriedigung derselben unersätt-

lichen Begier „zu fühlen“ verlangen. Das Nächste ist, den Glauben fallen zu lassen, dass Musik für irgend eine besondere Sache oder eine Klasse von Dingen da sei und zu erkennen, dass es für jede Lebenssphäre, jede Höhe, Breite und Tiefe eine entsprechende Musik geben mag.

Wenn wir ohne Vorurteil in Bezug auf das, was die Musik sein sollte, sie, wie wir sie hören, sich spontan auf das, was unser eignes Leben ist, beziehen lassen, dann nur hat sie Freiheit uns ihren vollen Sinn auszusprechen. Wenn sie uns in diesem Augenblick von den Blumen des Feldes spricht oder von Leidenschaften oder Träumen, so mag sie uns im nächsten von der Vernichtung des verfallenden menschlichen Glaubens, vom Kampf des Guten und Bösen, von dem höchsten Ziel menschlicher Bestrebungen sprechen.

Arthur Farwell.

Was schafft Ihr tote Werke ohne Zahl
Ihr Jünger aller Künste Gilden?
Das höchste Menschen-Ideal
Ist doch lebend'ge Seelen bilden!

Legt Feder, Pinsel, legt den Meissel fort
So lang das Leben Euch vergönnt zu formen,
Vor geht die Tat den Bildern und dem Wort
Und mehr ist Leben als des Lebens Normen!

C. Salmen.



Mystische Maurerei.

(Kapitel I: Die Grundlagen der Erziehung und Ethik.)

So lange der Kampf um das blosse Dasein, wie es heutzutage der Fall ist, den grössten Teil an Energie, Zeit und Gelegenheiten des Menschen in Anspruch nimmt, wird er niemals die wahre Bestimmung der Menschheit oder den Zweck des menschlichen Daseins erkennen. So viel kann man schon aus der physischen Entwicklung allein sehen; besonders aus dem Studium des menschlichen Gehirns, in dem eine beständig zunehmende Menge grauer Substanz von den gewöhnlichen Funktionen zur Erhaltung der physischen Struktur befreit wird und augenscheinlich bestimmt ist, sich getrennten, höheren Zwecken zu widmen. Rein intellektuelle Beschäftigung mit der physischen Ebene, mit den Vergnügungen und dem Unterhalt des Lebens, wird die Philosophie der zerebralen Entwicklung nicht erklären. Grösstenteils aus diesem Grunde sind auch die Verrichtungen des Encephalon (Gehirnes) noch so wenig bekannt. Es liegen latente Kräfte und fast unbegrenzte Fähigkeiten im Menschen, von deren Bedeutung und Besitz er schwerlich sich etwas träumen liess. Weder Musse noch intellektuelle Bildung allein werden diese Kräfte offenbaren. Nur durch eine vollständige Philosophie der ganzen Natur des Menschen und der Fähigkeiten und der Bestimmung der menschlichen Seele, unterstützt durch die praktische Verwertung solcher Kenntnis, wird der Mensch eventuell in den Besitz seines Geburtsrechtes gelangen und von dieser „allgemeinen Kindheit" an — wie Browning es nennt — beginnt die Reise vom wirklichen Menschentum zur Vollkommenheit.

Zwei Bedingungen stehen jetzt solchen Ausführungen direkt im Weg: die erste, Anarchie und Verwirrung, das Resultat des Egoismus in allen sozialen Beziehungen. Diese Lage kann nur auf eine Weise überwunden werden, d. i. durch die Anerkennung der unterdrückten



Menschenverbrüderung; nicht als eine Theorie, eine religiöse Pflicht oder eine reine Gefühlssache, sondern als eine Tat in der Natur, ein universelles und göttliches Gesetz, für dessen Heftigkeit die Strafe eben die Lage ist, unter welcher die Menschheit jetzt leidet.

Das zweite Hindernis, welches die „Verwirrung unter den Arbeitern" verursachte, indem sie den sozialen Tempel und die individuelle Wohnung des Menschen aufbauten, sind „falsche Ideale", ungenügende Erziehungsmethoden und fast totale Unwissenheit der Existenz und der Natur der Seele. Das Resultat dieser Unwissenheit sieht man in der Tatsache, dass nicht ein Individuum unter einer Million, das sowohl Zeit und Gelegenheit dazu hat, einen wirklichen Fortschritt in der Entwicklung der höheren Kräfte macht oder sich nur bewusst ist, dass es eine lebende Seele ist. Das Alter trägt nicht nur Siechtum, sondern unendliches Elend. Nicht einer unter einer Million kann mit dem Dichter sagen:

„Lebenssonnenuntergang giebt mystische Lehre mir,
Wie das Ereignis der Zukunft wirft seinen Schatten voraus."

In der grossen Mehrheit von Fällen wird der Tod im Alter mit Ungewissheit und Furcht betrachtet oder als eine Erlösung von Leid und Kummer. So wird das Leben als ein notwendiges Übel ertragen und viel öfter als ein Verlust, denn ein Erfolg erklärt. Was das Leben sein müsste, ersehen wir oft aus unseren eignen Fehlgriffen; was es sein möchte, wird nur schwach von der Intuition der Seele wahrgenommen, die vollständig auszulöschen auch Kampf und Selbstsucht des Daseins nicht vermochten.

Die Dinge brauchten nicht so zu liegen, noch müssen sie notwendig länger so bleiben, wenn ernste Männer und Frauen fleissig suchen wollten, zuerst nach der Ursache aller unserer Leiden und zweitens nach einem wirksamen Heilmittel. Das Heilmittel ist zu finden, erstens in der Erkenntnis. Zweitens im Dienste der Wahrheit. Nun wollen wir die Verhältnisse, unter denen wir leiden, etwas näher untersuchen.

Die Gegenwart wird stolz das Jahrhundert der Wissenschaft genannt. Die Buchdruckkunst, die Dampfkraft und Elektrizität in angewandter Wissenschaft; die Konservierung und Korrelation der Energie und die Theorie der Entwicklung in der spekulativen Wissenschaft mit den daraus resultierenden Einzelheiten, bilden den grösseren Teil



unserer wirklichen Entdeckungen. Eine Maschine schafft die Arbeit von zwanzig und mehr Menschen, während die Arbeiter, die so entbehrt werden können, keinen angemessenen Teil am Nutzen der mechanischen Erfindung haben. Jene, die mit ihren Händen arbeiten, sind nicht länger Künstler, sondern im allgemeinen Maschinen, eine Notwendigkeit für gewisse Einzelheiten, für welche noch keine anderen Maschinen erfunden wurden. Die Tätigkeit der arbeitenden Klassen wird so zur Knechtschaft herabgewürdigt, ohne eine Hoffnung auf Vorwärtskommen zu lassen und hat daher keinen anderen Antrieb als den, den Wolf von der Türe abzuhalten. Ein Fabrikartikel, der, wenn er fertig ist, mehr Extravaganzen und erhöhtem Luxus als der Befriedigung eines notwendigen Bedürfnisses dient, geht durch viele Hände, ehe er vollendet ist. Der Arbeiter ist froh, so dienen zu können, denn Untätigkeit bedeutet für ihn Entbehrung und noch ist die Armee der Unbeschäftigten ein immer zunehmendes Heer. Die Beschäftigung des gewöhnlichen Arbeiters ist noch unsicherer, als die des Mechanikers und Künstlers. Ist es denn dann ein Wunder, dass in Zeiten finanzieller Unsicherheit, wenn Tausende von Arbeitern ausser Beschäftigung und den grössten Entbehrungen unterworfen sind, unfähig die wahren Ursachen ihrer Leiden zu erkennen; natürlich neidisch und missgünstig auf jene, die mit allem Luxus des Lebens umgeben sind, unwissend, dass etwas von Grund aus unrecht ist, um all' diese Ungleichheit und Ungerechtigkeit zu schaffen, sich zusammenrotten, um das, was sie als ihre Rechte betrachten, sich mit Gewalt zu sichern?

Aber all das betrifft das rein physische Dasein, obwohl die Wirkungen auf allen Daseinsebenen sichtbar werden. Mit Bezug auf die Wissenschaft vom Menschen und alles, was seinen Ursprung, seine Natur und Bestimmung betrifft, individuell oder kollektiv, hat uns weder Wissenschaft noch Religion etwas gelehrt. Die Wissenschaft hat den Kriegsruf „Ueberleben der Tauglichsten", — eine rein wissenschaftliche Phrase des Mottos des Räuberbarons, „dass der nehmen soll, der die Macht hat, und behalten, wer kann". In den Betrieben des Lebens kann das Resultat in ein Wort zusammengefasst werden, K o n k u r r e n z. In der Fabrikation, im Gewerbe, in allen Professionen, selbst im geistlichen Beruf — in den Schulen, überall, Konkurrenz, Wettstreit und „das Ueberleben der Tauglichsten".



„Und dies erzwingt uns Achtung vor den Menschen;
Besorgnis hegen wir ob seinem schwanken Wert,
Ein Wunsch erfüllt uns: zur Entwicklung ihm zu helfen,
Und zu bestimmen seinen Rang und Platz."

So weit ist unsere gerühmte Civilisation auf einer gigantischen Leiter, einem Wagen von Jagannatha gleich, und sie zermalmt Köpfe und Herzen ebenso unbarmherzig wie die hölzernen Idole unserer Heidenbrüder, nur wir vollziehen, echt amerikanisch, das Töten im Handel.

Werden nicht fast alle Energieen und Tätigkeiten des Lebens allein auf die physische Ebene gerichtet und verwendet? Und hat der Kampf ums Dasein nicht bei der grossen Mehrheit der Menschen zugenommen, trotz unseres gerühmten Fortschrittes, unserer gerühmten Wissenschaft und unserer Christlichen Civilisation? Wir haben weder Zeit noch Kraft, noch Sinn, die wirkliche Bedeutung und das Ziel des Lebens zu entdecken, weil unsere Kräfte alle von der Sorge um den blossen Daseinsunterhalt aufgebraucht werden.

„Oh, klein ist die Freude, die Dasein kann geben,
Wenn die Furcht, dass wir sterben, allein beweist Leben."

Wenn wirkliche Kenntnis der Natur der Seele und der Bestimmung des Menschen nie existiert hätte, so würde unsere jetzige Lage äusserst bemitleidenswert sein; aber wenn bewiesen wird, dass diese Erkenntnis einst existierte, dass sie zuerst durch Selbstsucht herabgesetzt und dann mit Absicht verloren wurde, und dass Jahrhunderte lang hinterlistige intriguante Priester, die das Schaffot verdient hätten und anstatt dessen heilig gesprochen wurden, ihr Bestes getan haben, um die Menschheit dieser Kenntnis zu berauben, was wird dann der edel gesinnte Mensch sagen? Wird er dann universelle Menschenverbrüderung und Toleranz predigen und dennoch an der Priesterschaft Rache zu nehmen suchen? Tausend mal nein! Aber lieber würden wir Priester und Proletariat ihre eigenen Angelegenheiten ordnen und ihre eigenen Wege gehen lassen, und uns selbst an das Werk begeben, um dieses verlorene Wissen aufzufinden, und wenn wir es aufgefunden haben, es voll der Menschheit hinzugeben.

Das hoffnungsvollste Zeichen der Zeiten ist das humanitäre Werk, welches von Tausenden von wohlüberlegten Menschen getan wird, welche die bestehenden Uebel erkennen und darnach streben, sie los zu werden. In vielen Beispielen sind jedoch die erlangten Resultate keineswegs der Kraft und den dargebrachten Opfern angemessen;



denn Selbstaufopferung ist eine Tugend, welche dem Christentum durchaus nicht unbekannt ist. In vielen Fällen aber gleichen diese menschenfreundlichen Bestrebungen dem Versuch, einen Upasbaum zu zerstören, der, wenn er auch täglich gefällt wird, doch schon vor dem anderen Morgen wieder aufgewachsen ist. Wir nehmen Verbrecher gefangen und richten sie hin, aber die Verbrechen nehmen nirgends ab. Wir sperren Irrsinnige ein und doktern an ihnen herum, aber der Irrsinn nimmt beständig zu. Wir bauen Hospitäler für Waisen und Kranke, aber Not und Elend des Alters sind deshalb nicht geringer. Mit der Zeit werden wir erkennen, dass wir mit all unseren Methoden durchaus auf dem falschen Wege sind. Im Ganzen muss aller Nutzen, welcher durch wissenschaftliche Entdeckungen und durch Arbeitsmaschinen erzielt wurde, den Verbrechern und bedürftigen Klassen zurückgegeben werden. Das einzige Resultat, dessen wir uns rühmen können, ist die Zunahme von Millionären, und diese sind, anstatt die Frucht einer höheren Entwicklung, fast ohne Ausnahme die Blüte einer Zivilisation der Konkurrenz und Selbstsucht. Sie haben eine Aristokratie des Reichtums geschaffen, sehr oft durch Spiel und Diebstahl, und bestimmen das Kriterium der sogen. „guten Gesellschaft" d. i. extravagante Schaustellung und vulgäre Prätension.

Was ist es denn überhaupt mit unserer berühmten Zivilisation? Die Antwort: sie ist Unwissenheit und Selbstsucht; sie ist das Ergebnis der „Sünde des abgesonderten Zustandes".

Wenn in unseren sozialen und politischen Affären das oben Geschilderte das Resultat ist, trotz allen wissenschaftlichen Fortschritts und angesichts unserer gepriesenen „Christlichen Zivilisation", sind wir in intellektuellen oder in erzieherischen Dingen besser daran? Lassen Sie uns sehen.

Eine der ersten Lektionen, die man dem Kinde in der Schule erteilt, ist die von der Konkurrenz. In dem frühesten Alter wird dem Kinde eingeimpft, dass es danach streben müsse, der Erste in der Klasse zu werden und alle seine Bemühungen sind darauf beständig gerichtet, seine Mitschüler zu überflügeln. So manche junge Leute, die in litterarischen Instituten promovierten und Auszeichnungen davontrugen, blieben für den ganzen Rest ihres Lebens geistige Wracks. Auch sind die gelehrten Gegenstände und die beherrschten Wissenszweige selten von grossem praktischen Wert für das spätere Leben des Schülers.



Die Gesamtsumme technischer Informationen ist oft in sogenannten gelehrten Handwerken nützlich, aber im gewöhnlichen Verlauf des Lebens werden sie zumeist vergessen und verlernt und dienen selten dazu, die höheren Wege zur Erkenntnis zu eröffnen oder das Individuum in Besitz einer Erkenntnis seines wahren Ichs zu setzen.

Herbert Spencer erwähnt fünf Punkte, die in der Erziehung des Kindes anzustreben sind: Jene Erziehung, welche zur direkten Selbst-Erhaltung vorbereitet; jene, welche zur indirekten Selbst-Erhaltung erzieht, jene, welche für den Elternberuf vorbereitet, jene, die Staatsbürger heranbildet und jene, welche für die mannigfaltigen Lebensverfeinerungen des Lebens vorbereitet. Diese von einem der grösssten Autoren unserer Zeit festgesetzten Gegenstände betreffen, wie man sieht, die Selbsterhaltung und das Vorwärtskommen im Leben; der letzte Gegenstand kann durch weitere Folgerungen ein soziales Gepräge erhalten; aber ein höheres Wissen, das bestimmt ist dem Menschen den Besitz wirklicher Kraft zu verleihen und die Entwicklung der Seele zu fördern, ist nicht einmal erwähnt.

In allen unseren religiösen Instruktionen, von Kindheit an und durch alle religiösen Dienste im späteren Leben werden wir gelehrt nach der Erlösung unserer eignen Seelen zu sehen und das angesichts der Behauptung, dass ein grosser Teil der menschlichen Rasse eventuell vollständig verloren gehen oder für alle Ewigkeit verdammt werden wird. Die Wissenschaft vervollständigt dieses Bild, indem sie uns zu demonstrieren sucht, dass der Kampf um das Dasein ein notwendiger Zustand des Fortschritts ist und dass nur die schärfsten Zähne und die längsten Klauen siegen können. Das Ideal, welches so von Religion und Wissenschaft hochgehalten wird, ist Selbstsucht. Selbsterhaltung wird als das „Erste Lebensgesetz“ betrachtet. Das Resultat ist Materialismus im striktesten und breitesten Sinne und dieser hat alle höheren Ideale gelähmt, wo er sie nicht vollständig zerstört hat.

Muss man nicht vernünftigerweise annehmen, dass, wenn wir im Besitz wahren Wissens wären, wir unsere Handlungen so beherrschen, unser Leben so gestalten würden, dass wir die Fallgruben der Unwissenheit vermeiden und unseren Fuss auf den Pfad der höheren Entwicklung setzen würden. Die Religion bietet den Glauben mit einem System von Belohnungen und Bestrafungen und schärft Nächstenliebe ein, welche in den meisten Fällen in „Almosengeben“ übersetzt



wird; aber die Religion giebt uns kein Wissen. Die Wissenschaft bietet uns eine Theorie oder eine passende Hypothese, aber giebt uns noch kein Wissen. So lange es noch unserer ganzen Energie bedarf, um unser Dasein auf der physischen Ebene zu erhalten und jenen zu helfen, die nicht einmal das ohne Anleitung tun können, so lange haben wir wenig Gelegenheit, nach höheren Dingen zu suchen.

Das komplizierte System, unter welchem wir arbeiten, ist das Resultat von viele Jahrhunderte langer Unwissenheit und Aberglauben und des Unrechttuns vieler Generationen und diese Resultate können nicht in einem einzigen Tage geändert werden. Viele unserer modernen Institutionen, die voller Täuschung und Ungerechtigkeit sind, wurzeln so fest, dass sie sich selbst herausarbeiten müssen zu einem bitteren Ende des Schmerzes, Kummers und wahrscheinlich durch Gesetzlosigkeit und Blutvergiessen. Das wäre nicht nötig, aber es würde unmöglich sein mit einem Male eine genügende Menge von Individuen, welche in diese Institutionen verwickelt sind, von der wirklichen Ursache all' unseres Elendes zu überzeugen und sie zu gleicher Zeit zu bewegen mitzuhelfen die Ursache sogleich zu beseitigen. So etwas ist nicht zu erwarten, wegen des universellen Unglaubens an die Existenz des vorgeschlagenen Heilmittels; daher wird die vergeltende Gerechtigkeit ihre eignen Resultate auszuwirken haben.

Ist es wirklich nötig, dass die Menschheit für immer in Unwissenheit bleiben und immer wieder dieselben Torheiten wiederholen sollte und die Vergeltung herausfordern, die wir angerufen haben?

In den folgenden Seiten wird auf zwei Quellen der Erkenntnis hingewiesen, das sind Maurerei und Philosophie, und von diesen wurde bewiesen, dass sie direkt oder indirekt ihren Ursprung in den Mysterien des Altertums haben. Die noch nicht anerkannte Brüderschaft der Menschen ist die Basis aller Ethik und die grosse Republik der Ideal-Staat. Wenn diese Begriffe festgehalten und danach gehandelt würde, so würde daraus Zeit, Gelegenheit und Kraft resultieren, die tieferen Probleme des Ursprungs, der Natur und der Bestimmung des Menschen zu begreifen. „Der Mensch ist noch nicht Mensch." Was er sein und unter günstigen Bedingungen wirken könnte, davon liess man sich kaum träumen. Wir bauen niemals über unsere Ideale hinaus, wir fallen gewöhnlich tiefer herunter.

In fast jeder Gemeinschaft giebt es einige wenige Personen, von



denen der Existenzkampf auf das Geringste reduziert wird; und zweifellos die Mehrheit derselben waren Frauen. Wenn sie zu leben haben oder genügend versorgt sind, so haben sie wirklich Muse zum Studium und zur Selbstvervollkommnung und viele von ihnen widmen sich mehr oder weniger mildtätigen Werken. Aber, wenn sie ein hohes Ideal haben, das über dem Verdienst der Mildtätigkeit steht und der Selbstbilligung, welche dieselbe bringt, und wenn sie bezüglich der Natur der Seele und der Gesetze ihrer höheren Entwicklung kein wahres Wissen haben, so verzetteln sie die Gelegenheiten in Luxus und Pflege eigner Bequemlichkeit, welche sie durch den Tribut, den sie der Nächstenliebe zollten, als gerechtfertigt betrachten. Das Resultat ist, dass sie gewöhnlich von Langeweile verzehrt werden; nur, dass sie so unbeständig wie Wasser in der Sucht nach neuen Sensationen und Anregungen sind.

Wenn die Mehrheit derselben Frauen sind, welche die Regeln und Gebräuche der sogenannten „Gesellschaft" bestimmen, so sind die Ideale ihrer männlichen Gefährten oft noch weit niedriger als die ihren, und die Männer werden vor der Langeweile durch die Abwechslung des Klublebens oder durch Geschäftspflichten bewahrt. Der gewöhnliche Arbeiter, der beständig beschäftigt ist, ist zuweilen wirklich viel weniger elend, als diese Söhne und Töchter Fortunas, welche jeden Geschmack am Leben verlieren und in ihrem Alter voller Kummer über ihre vergeudete Jugend sind und deren Leben, wo sie nicht zu Schwachsinn degenerieren, oft durch Lähmungen verkürzt wird. Es ist eines der hoffnungsvollsten Zeichen unserer Zeit, dass sich unter dieser begünstigten Klasse eine zunehmende Anzahl von Leuten finden, die sich selbst, ihre Zeit, Kraft und ihr Geld zur Verbesserung der Lage der Massen hingeben. Da die Reinkarnation wirklich ist, sammeln diese Diener der Menschheit einen Vorrat guten Karmas an, der wirklich ein Schatz im Himmel ist und der ihnen unbedingt noch weitere Gelegenheiten und grössere Kraft für das Gute in einem andern Leben sichern wird; und das Beste von allem, sie entfalten die höheren geistigen Wahrnehmungsfähigkeiten! Nichts unterdrückt das höhere Selbst im Menschen so wie die Selbstsucht, und aus diesem Grunde sind so wenig Menschen im Besitz der direkten Wahrnehmung, dass das, was wahr ist, wahr ist, und das was falsch ist, falsch ist.



Es bestand eine lange Zeit die sehr verbreitete und zunehmende Überzeugung, dass die Erziehung eine Panacee für alles Übel sein würde und dass, wenn wir mit der Jugend beginnen könnten und die Kinder trainiern, wir eventuell die Gesellschaft reformieren könnten, selbst wenn diese Kinder die Nachkömmlinge lasterhafter Eltern wären. Das „wir müssen erziehen oder wir müssen verderben“ enthält zweifellos eine grosse Wahrheit; aber sie wird übertrumpft durch einen anderen Ausspruch: „Erziehung kann die Defekte der Geburt nicht ausgleichen.“ Was wirkliche Erziehung ist, wie und wann sie beginnen sollte und was man unter den günstigsten Verhältnissen von ihr erwarten könnte, das wissen wir noch nicht. Das Sprichwort, dass es wenigstens drei Generationen braucht, um einen Gentleman zu machen, enthält eine Wahrheit, selbst wenn die Ansicht, was ein wirklicher Gentleman ist, sehr ungewiss und abweichend sein kann. Und ferner, der Ausspruch, dass die Erziehung eines Kindes wenigstens neun Monate vor seiner Geburt beginnen sollte, zeigt, dass man wenigstens vorgeburtliche Zustände und Einflüsse als bestehend anerkennt. Aber in letzterer Hinsicht, d. i. bezüglich der Umgebung der Mutter während der Schwangerschaft, wussten die alten Griechen weit mehr als wir und stellten Gesetze auf, um die Schaustellung oder das Sehenlassen physischer Deformationen zu verhindern. Die Folge davon war physische Symmetrie, wie sie die Welt selten wieder gesehen hat.

Wenn nun alle diese Probleme im Lichte der Re-inkarnation studiert werden, so verschwindet der grössere Teil aller Obskuritäten.

Ein solches Studium lehrt uns, was das Ego, was durch Vererbung bestimmt und was der individuelle und unveräusserliche Besitz des Ego selbst ist. Es lehrt uns, wie durch ein Gesetz, so blind, wie das der Gravitation, weil es immer absolut gerecht ist und so unbeugsam, wie das Fatum, das Karma des Kindes sich mit dem Karma der Eltern vereint, in Hinsicht der Tugend oder des Lasters. Wenn beide, Laster und Tugend, dem Ego als Resultat aller früheren Leben anhängen und sich in den Bestrebungen des Individuums äussern, so kann auf einen oder den anderen Weg dann die Elternschaft in jedem Fall nur die notwendigen Bedingungen des Ausdrucks gestalten und die Gelegenheit geben, die angeborenen Bestrebungen auszuwirken.

Das einzige nun, was die Erziehung verändern kann und verändern muss, sind diese angeborenen Neigungen. Das ist die einzig



wahre Reformation und ein grosser Schritt diesem Ziel entgegen wird durch eine Verbesserung in der individuellen Umgebung erreicht. Wenn man jedoch betrachtet, dass alle Umgebung das Resultat des Karma unter natürlichem Gesetz ist, so ergiebt sich daraus, dass die unglücklichste und besserungsloseste Umgebung eben die Bedingungen der Reformation hervorbringen muss. Man kann sich vorstellen, dass ein wirklich intelligentes und strebsames Ego, welches von Karma als Ergebnis seiner eignen Handlungen in einem früheren Leben unter diese ungünstigen Bedingungen gebracht wurde, nicht allein alle seine Energieen einsetzen würde emporzukommen, sondern dass es durch solche erniedrigenden Einflüsse, wie sie ihn jetzt umgeben, sich abgestossen fühlen würde und sie fliehen würde wie die Pestilenz.

Hier stehen wir Angesicht zu Angesicht dem wirklichen Erziehungsproblem gegenüber. Wie sollen wir erziehen? Bei den Kindern der Armen und selbst bei vielen der Mittelklassen dient der gewöhnliche Lauf der Schule und des Collegs nur dazu, ihnen Ideen von Luxus und Verachtung für die Arbeit einzuprägen und verursacht in vielen Fällen einen Hang zur Trägheit und zu leichtem Leben. Viele Eltern sind ehrgeizig, dass ihre Kinder eine gute Erziehung geniessen sollen, damit sie harter Arbeit entgehen und ein leichteres Leben führen können als sie selbst. In Moral oder Ethik lehrt man die Kinder gewisse Regeln oder man verlangt von ihnen, dass sie gewisse religiöse Formeln, wie das Glaubensbekenntnis und den Katechismus hersagen; sehr selten jedoch lehrt man sie Selbstlosigkeit und Selbstbeherrschung. Die Folge ist, dass die eingeborenen Wahrnehmungen und Empfindungen des Kindes, welche naturgemäss viel schärfer und subtiler sind, als die meisten Leute bemerken und welche, wenn nicht gepflegt, durch die Jahre und die weltlichen Erfahrungen beständig abgestumpft werden, vollständig unbeachtet oder durch eben dieses Konkurrenzsystem in der Erziehung, das schon erwähnt wurde, ganz unterdrückt werden. Es ist daraus zu ersehen, welchen Unterschied in der Welt die Erziehung ausmacht und dass Ideale gerade hier von weit grösserer Bedeutung sind als sonst irgendwo.

Es ist wahr, dass man in einigen neueren Schulen Methoden eingeführt hat, welche die Individualität fördern und bis zu einer bisher unbekannten Ausdehnung die natürlichen Empfindungen pflegen. Diese Methode muss notwendig zur Folge haben, die Schüler,



welche so glücklich sind, unter ihren Einfluss zu kommen, in den Besitz ihrer eigenen Fähigkeiten zu setzen und sie auf ihre Vermögen aufmerksam zu machen. Eine solche Methode muss unbedingt eine starke Individualität im Schüler begünstigen; wenn sie nun noch durch eine Kenntnis der latenten Seelenkräfte und der wahren Ideale einer höheren Entwicklung unterstützt wird, so muss das Endergebnis etwas sein, das die Mehrheit der Erzieher noch nicht begreifen kann.

In Erörterung der Frage, welche Art Wissen die allernützlichste sei, stellt Herbert Spencer wissenschaftliche Erkenntnis in die erste Kategorie; nicht allein wegen ihrer praktischen Resultate, sondern um der Ideale willen, die sie erweckt, und der weiteren Begriffe, zu welchen sie führen mag. „Nur der aufrichtige Mann der Wissenschaft" sagt er, „und nicht der blosse Auskalkultator von Entfernungen, der Analytiker von Zusammensetzungen oder Sammler der Arten, sondern derjenige, welcher durch niedere Wahrheiten höhere sucht, ja vielleicht die höchsten — kann wirklich wissen, wie vollständig über nicht allein menschlichem Wissen, sondern menschlicher Wahrnehmung die Universelle Kraft steht, von welcher Natur und Leben und Gedanke nur Manifestationen sind."

In ähnlicher Weise erklärt Prof. Huxley die Wissenschaft als die Beobachtung der vernunftgemässen Ordnung, welche das ganze Universum durchdringt. Es sind dann unsere Methoden, die meistens falsch sind, und unsere eigene Unwissenheit, welche uns niederhält.

Dieses höhere Wissen ist es, auf das sich alle nützlichen und rationellen Errungenschaften richten; und warum sollten unsere Bemühungen kurz vor dem Allerhöchsten aufhören? Alle Erziehung, die nicht in dieser Richtung strebt, die das einzige Ziel ist, das beständig in Sicht ist, ist falsch und notgedrungen ein Irrtum. Dieses höhere Wissen aber ist eine Kenntnis der Seele, ihres Ursprungs, ihrer Natur, ihrer Kräfte und des Gesetzes, welches ihre Entwicklung beherrscht; und gerade dieses Wissen ist es, welches unsere Wissenschaft versäumt anzustreben, welches aber die Wissenschaft des Altertums in seinen Mysterien lehrte. Jedes einleitende Studium und Erziehen führt zum wirklichen Ermessen eines Menschen. So wie alles Leben eine Evolution ist, so ist alles wirkliche Wissen eine Einweihung; und es entwickelt sich in einer natürlichen Ordnung und schreitet in „Graden" vorwärts. Der Kandidat muss immer würdig



und tauglich, gebührend und wirklich vorbereitet sein. Das heisst, er muss wahrnehmen, dass solches Wissen existiert, muss danach verlangen, es zu besitzen; und muss willig sein, wenn nötig zu seiner Erlangung jedes persönliche Opfer zu bringen. Er muss die Stufe blinden Glaubens und Aberglaubens durchschritten, die Fesseln der Furcht, das Alter der Fabel, die Herrschaft der Lust und Sinne abgeworfen haben. Das bedeutet „wirklich gebührend vorbereitet sein.“ Er muss bewiesen haben, dass er in diesen Hinsichten tauglich ist, ebenso dass er frei ist von jener feineren Form intellektueller Selbstsucht, welche aus dem Besitz des Wissens entspringt und frei von dem Wunsche nach Herrschaft durch dasselbe über weniger Begabte um eigner egoistischer Zwecke willen. Seine Beweggründe können daher allein entscheiden, ob er „würdig und tauglich“ ist.

Auf jeder Lebensebene gilt die Wahrheit, dass der Mensch in dem Prozess, in welchem das Wissen erlangt wird — immer durch Erfahrung — das wird, was er weiss. Das heisst, Wissen ist ein fortschreitendes Werden. Daraus ergiebt sich eine beständige Umwandlung der Motive, Ideale und Wahrnehmungen des Individuums, wenn er in seiner täglichen Lebenserfahrung auf die Linie des geringsten Widerstandes oder unter die natürliche Ordnung der Evolution gestellt wird. Das ist die wirklich wissenschaftliche und philosophische Bedeutung jeder Initiation. Wenn man sich auf die Kapitel, in welchen die Prinzipien und Ebenen des Lebens betrachtet sind, bezieht, wird man sehen, dass das eben festgestellte Prinzip die logische Folgerung von der Idee des Mikrokosmos und Makrokosmos ist oder der philosophischen Annahme, dass der Mensch von der Göttlichkeit eingeschlossen ist und sich mit der universellen Natur entwickelt, und dass daher seine Entwicklung pari passu mit der der Erde läuft, die er bewohnt.

Es gelten so viel Gemeinplätze für wahre Wissenschaft, dass einer, der nicht mit dieser Gedankenrichtung vertraut ist, nicht die Wahrheit und Bedeutung des Ausspruches: dass der Mensch immer zu dem wird, was er wirklich weiss, sogleich einsehen kann. Hierin liegt der Grund, warum die blosse Einprägung moralischer Vorschriften zumeist so vollständig verfehlt, den Charakter umzuwandeln und warum es so viel eitles Wortgepränge giebt. Abbé Huc giebt in seinen Reisen durch China und Tibet eine Beschreibung der reisenden Händler,



welchen er begegnete. Er schildert ihre Gaunerhaftigkeit im Handel und ihre allgemein freundliche Miene und er behauptet, dass sie immer das Losungswort auf den Lippen führten: „Alle Menschen sind Brüder", aber das hinderte sie nicht, jeden nur möglichen Vorteil über ihre Kunden zu gewinnen; so leicht degeneriert eine Moralregel zu einem blossen Sprachgebrauch. Das Gewissen ist der Kampf des Verstehens in der sich assimilierenden Erfahrung; es ist die Anstrengung des Individuums Regel mit Praxis zu vereinen oder mit anderen Worten, Gewissen ist jener lebendige tätige Vorgang, der aus dem Wachstum der Seele und aus der Zunahme der Fähigkeiten des Menschen die Wahrheit zu begreifen resultiert.

In den Mysterien des Altertums bietet sich das Leben selbst dem Kandidaten als ein zu lösendes Problem dar und nicht als gewisse Propositionen, um memoriert und eben so leicht wieder vergessen zu werden. Die Lösung dieses Problems machte alle echte Einweihung aus und mit jedem Schritt oder „Grad" erweiterte sich das Problem. Da das Schauen des Kandidaten sich in Beziehung zu den Problemen und Bedeutungen des Lebens verschärfte, nahmen seine Aufnahmefähigkeiten und Wahrnehmungen zu. Das war auch eine Evolution. Man kann vernunftgemäss annehmen, dass die niederen Grade einer solchen Einweihung die gewöhnlichen Lebensaffären betrafen, d. i. Kenntnis der Gesetze und Vorgänge der äusseren Natur: die Beziehungen des Kandidaten zu diesen durch seinen physischen Körper und seine Beziehungen, auf der physischen Ebene, durch seine animalischen Sinne und sozialen Instinkte, zu seinen Mitmenschen. Wenn das erlernt, angepasst, bemeistert war, trat der Kandidat zum nächsten Grad über. Hier lernte er theoretisch zuerst die Natur der Seele; den Prozess über Evolution und fing an jene feineren Instinkte zu entwickeln, auf welche oft in gewissen Sektionen dieser Arbeit hingewiesen wird. Wenn er fähig befunden wurde diese zu begreifen und sein Gelübde im vorhergehenden Grade hielt, entdeckte er sogleich die Entwicklung der Sinne und Fähigkeiten in sich, welche zur Seelen-Ebene gehören. Seine Weiterentwicklung wäre sofort unterbrochen worden und seine Lehrer würden ihm jede weitere Instruktion verweigert haben, wenn man ihn in seinen gewöhnlichen Lebenspflichten nachlässig gefunden hätte, z. B. in den Pflichten gegen seine Familie, gegen seinen Nachbar oder sein Land. Sie mussten alle



voll erfüllt werden, ehe er auf der Schwelle als ein Kandidat für die grösseren Mysterien stehen konnte; denn in diesen wurde er ein selbstloser Diener der Menschheit als ein Ganzes und hatte nicht länger ein Recht die Gaben der Erkenntnis, welche er besass, in Vorzug vor Fremden nur auf seine eignen Verwandten und Freunde zu verwenden. In den höheren Graden konnte er davon ausgeschlossen werden, diese Gaben selbst zur Erhaltung seines eignen Lebens zu gebrauchen. Beides, der Meister und seine Kräfte, gehören der Menschheit. Der Leser erinnere sich nur daran, wie die boshaften Juden Jesus anriefen „sich zu retten und niederzusteigen vom Kreuze", wenn er der Christus wäre; man sieht daraus, dass die Lehre der erhabenen Selbstlosigkeit hätte schon lange besser von der christlichen Welt verstanden werden müssen; denn weil ein göttliches Attribut das Synonym Christi ist, ruht es latent in der gesamten Menschheit und muss, wie hier beschrieben, entwickelt werden.

Eine solche Entwicklung scheint den modernen Lesern unmöglich, weil sie nicht begreifen können, dass sie sich in einem einzigen Leben vollziehen kann und sie kann es auch nicht. Sie ist das Ergebnis beharrlicher Bemühung, die von höheren Idealen viele Leben hindurch geleitet wird. Wer eine Prae-Existenz leugnet, muss logischerweise auch die Möglichkeit einer solchen Entwicklung von sich weisen. Es muss jedoch einmal eine Zeit kommen, wo die Vollendung in einem Leben erreicht wird und das ist die logische Bedeutung der Worte Jesu — es ist vollbracht.

Dr. med. J. D. Buck.

(Fortsetzung: Kapitel II: Der Genius der Freimaurerei, folgt.)

Der Mann, der nicht Musik hat in sich selbst,
Den nicht der Einklang süsser Töne rührt,
Taugt zu Verrat, zu Räuberei und Tücken;
Die Regung seines Sinns ist dumpf wie Nacht
Und seine Lüste schwarz wie Erebus:
Trau' keinem solchen. — Merk auf die Musik.

Shakespeare.



Die tragische Schuld.

Man hat schon viel über das Wesen der tragischen Schuld geschrieben, dass es überflüssig erscheinen könnte, noch einmal auf das Thema zurückzukommen, wenn nicht neues Material bekannt geworden wäre, das ein helles Licht auf den jetzt so dunklen Gegenstand wirft. Die Theosophie, welche eine Macht in der öffentlichen Meinung zu werden verspricht, bereitet eine völlige Umwertung aller Begriffe vor. Sie ist auch geeignet, den Begriff der tragischen Schuld auf eine Weise klar zu legen, der uns befriedigen kann, jedenfalls alle Beachtung verdient.

Bisher nahm man an, dass bei einem tragischen Helden das Mitleid grösser sein müsse als die Schuld. Der Christ, welcher infolge seiner geläuterten Religion auch reine Moralitätsbegriffe hat, muss also demnach eigentlich einen solchen Helden für ein unschuldiges Opfer des Schicksals, für einen unbewussten Märtyrer halten, der nur durch eine seltsame Verkettung der Umstände untergeht, statt am Ende zu triumphieren. Wie sich so etwas mit der Gerechtigkeit und Allgüte Gottes vereinigen lässt, ist gewiss eine schwer zu beantwortende Frage. Denn die ausgleichende Gerechtigkeit im Jenseits ist doch nur ein elender Notbehelf. Man müsste in diesem Falle dem alten Talbot in der „Jungfrau von Orleans“ Recht geben, wenn er resigniert meint: „Dem Narrenkönig gehört die Welt.“

Es ist dies auch wohl einer der Gründe, weshalb die Tragödie in den letzten Jahren in Misskredit gekommen ist. Die Griechen sahen offenbar mit Wohlgefallen Stoffe an, die uns — wie etwa bei der Geschichte des unglücklichen Ödipus — grausig vorkommen. Die Zeitgenossen Shakespeares hatten jedenfalls ein gewisses Vergnügen zu sehen, wenn schliesslich die Menschen am Schlusse des Dramas „starben wie die Mücken“. Noch Schiller schrieb über das Vergnügen, den Schauer tragischer Gegenstände; mehr als das, er schrieb „die Braut von Messina“, die uns durch das vom Zufall herbeigeführte entsetzliche Schicksal der Beteiligten ganz unmodern, um nicht zu sagen hässlich vorkommt.

Es folgte dann auf Schiller die kurze Periode der Schicksalstragödie, die viel verspottet worden ist. Vielleicht ist der Tag nicht mehr fern, wo man eine solche sogenannte Schicksalstragödie mit anderen Augen ansehen wird, als denen des platten Rationalismus.



Eine jede Tragödie ist in Wahrheit eine Schicksalstragödie. Das wussten die Griechen gut genug. Bei ihnen spielte bekanntlich die Moira eine ungeheure Rolle. Selbst die Götter konnten es nicht völlig wenden. Uns ist diese Idee fremd und unsympathisch geworden. Aber die neuere Theosophie, die wieder auf längstvergessene Wahrheiten zurückgreift, giebt den Griechen recht.

Was ist nun nach der Theosophie das Schicksal? Es ist nichts anderes als das Gesetz von Karma. Die Welt wird von ewigen Gesetzen beherrscht, die man nicht ungestraft verletzt. Jede Verletzung der moralischen Gesetze rächt sich mit Notwendigkeit früher oder später. Auch die erhabenen Kräfte, welche hinter der Szene sind und welche die Alten in Übereinstimmung „Götter" nannten, können das Karma nicht ändern. So schwebt also über Jedem sein Karma, sein Fatum.

Auf diese Weise erklärt sich auch die grosse Rolle, die Orakel, die Sibyllen und Seher spielen. Wer hellsehend ist, kann in die Zukunft wie in die Vergangenheit schauen. Er sieht also das Karma, welches über dem Haupte des Fragenden schwebt.

Nehmen wir an, ein Mensch wird mit einem Karma geboren, welches ihm sagt, dass er, wie im Fall von Ödipus, seinen Vater umbringe und seine Mutter heiraten müsste, so ist es seine „tragische Schuld", dass er dieses Karma hat. Er mag sich stellen, wie er will: er wird seinem Schicksal nicht entgehen.

Die tragische Schuld besteht darin, dass Jemand in Verhältnisse gesetzt wird, denen er nach seinem angeborenen Charakter nicht gewachsen ist, durch die er also trotz seines heldenmütigen Widerstandes untergeht. Er adelt durch seine Anstrengung sein Loos. Er fällt, wie ein Held und büsst so die Schuld, die er in einem früheren Leben auf sich geladen hat. Die Griechen der ältesten Zeit glaubten so gut wie die Germanen, an die Reïnkarnation. Daher ist es begreiflich, dass sie jedem Menschen bei seiner Geburt schon ein bestimmtes Fatum zuteilten, dass sein Leben bestimmte.

Der angeborene Charakter ist Karma und die gegebenen Verhältnisse sind Karma. Karma ist alles. Schon die homerischen Helden wussten dies wohl. Dass man hüper moron, über das Geschick hinaus, etwas tun könne, das hielten sie für sehr schwer, in den meisten Fällen für unmöglich.



Und sie hatten Recht. Es giebt ein Karma, das man wenden kann, es giebt aber auch ein Karma, dem man unter keinen Umständen entgehen kann. Damit hängt die Frage nach der Freiheit des Willens zusammen. Jeder muss sein Karma abarbeiten. Aber es giebt viele Wege, dies zu tun. Durch reine Güte (mit der „Gnade") kann man sein Geschick abändern. Es ist gut, dass Niemand weiss, wie weit er frei ist. Denn das könnte unter Umständen seine Energie lähmen.

Es ist interessant zu konstatieren, wie viele bedeutende und tragische Menschen an ihren „Stern" glaubten und mit Vorliebe sich das Horoskop stellen liessen. Wem fällt da nicht der gewiss nüchtern denkende König Ludwig XI. von Frankreich ein, den Walther Scott in seinem unsterblichen „Quentin Durward" so trefflich dargestellt hat? Wer denkt nicht an Wallenstein, wie ihn Schiller behandelt hat? Wer weiss nicht, dass Napoleon beständig von seinem Stern sprach? War nicht auch unser grosser Bismarck „abergläubisch"?

Der Tag wird kommen, wo man einsehen wird, dass es keinen Aberglauben giebt. Nur platte Rationalisten, welche allein das glauben, was sie mit ihren blöden Augen sehen, können sich einbilden, dass sie das Schicksal in der Hand hätten. Das Schicksal aber spottet ihrer. Jede echte Tragödie beweist dies.

Es ist doch sehr kühn, wenn moderne Ästhetiker die grossen Tragiker meistern wollen, weil sie andere Anschauungen hatten, als sie. Die griechischen Dichter waren denn doch tiefe Denker voll grosser Intuition. Sie sahen besser in das Wesen der Dinge, als unsere modernen Dreipfennigsdichter, die meinen, das Drama müsse womöglich in dulce jubilo enden, wie eine höhere Tochter den neuen Roman sofort darnach durchblättern wird, ob sie sich am Ende kriegen, oder glaubt, es sei die Dummheit des Betreffenden, wenn er am Ende nicht reüssiert.

Nein, es giebt ein Schicksal. Wer unter einem ungünstigen Stern geboren ist, der mag so edel sein, wie er will, er hat kein Glück. Nur ist zu sagen, dass er sich in einer früheren Existenz diese Basis zugezogen hat, auf der sich sein ganzes Leben abspielt. Er erntet, was er gesät hat. Nichts ist Zufall.

Nun könnte man aber fragen: Wenn dem so ist, warum erspart denn eine gütige Macht nicht einem edlen Menschen das traurige



Geschick? Die Antwort darauf ist nicht ganz leicht. Ich müsste in eine längere Erörterung über die Gesetze von Karma eingehen, die ich einer späteren Arbeit vorbehalten will. Nur so viel für diesmal! Jeder Mensch wird durch sein Unglück besser. Unglück ist der beste Lehrmeister. Nur wer gelitten hat, macht Fortschritte. „Wer nicht gelitten hat, was weiss der?" fragt Salomo.

Der tragische Held büsst nicht allein, was er früher gesündigt hat, er macht eine Erfahrung, die er notwendigerweise machen muss, um sich der Vollendung zu nähern. Nehmen wir an, ein Mensch habe in diesem Leben anderen Menschen in bestimmter Weise Schmerz zugefügt, ohne dass er eine ganz klare Vorstellung davon hatte — wie etwa ein König manchen Personen Schmerz bereiten mag, weil er als eine so hochstehende Persönlichkeit vielleicht keinen Begriff davon hat, wie Jene denken — oder er habe infolge seiner Stellung gewisse Charaktereigenschaften grossgezogen, die ihm moralisch schaden — wie etwa ein Fürst leicht stolz und despotisch wird, ohne es zu wissen und zu wollen — so ist es seine tragische Schuld, wenn er mit diesen Charaktereigenschaften, mit diesen Gemütsdispositionen in ganz andere Verhältnisse versetzt wird, in die er also natürlich, menschlich gesprochen, nicht passt. Wer ein grosser König ist, wird voraussichtlich ein schlechter Hausknecht sein. Man denke an Napoleon auf St. Helena oder an Bismarck in Friedrichsruhe, um dies zu begreifen.

So wird es klar, warum ein Hamlet, ein Othello untergeht. Aber wir sind alle mehr oder weniger tragische Figuren. Denn wir leiden unter den gegebenen Verhältnissen und unter unserem Charakter. Und darauf beruht wesentlich das Interesse, das wir tragischen Helden entgegenbringen. Wir spiegeln uns in ihnen ab. Wir sehen in diesen grossen Verhältnissen dasselbe Gesetz, das wir im Kleinen erkennen. Und das erfüllt uns mit staunender Bewunderung vor der Grösse der sittlichen Weltordnung. Wir erkennen einen Gott und wir erkennen ein Schicksal, wir glauben an eine sittliche Schuld und wir beugen uns demütig vor unserm Los.

„Denn noch keiner entfloh dem verhängten Geschick;
Und wer sich vermisst, es klüglich zu wenden,
Der muss es selber erbauend vollenden."

Harald Graevell van Jostenoode.



Krankenheilung durch Musik.

Chomet sagt in seinem interessanten Werke über den „Einfluss der Musik auf Gesundheit und Leben“: „Ich kann nicht daran glauben, dass es menschliche Wesen giebt, die nicht eine Affinität für gewisse Töne, die ihrem Ohre begegnen, empfinden.“ Mit diesem Ausspruch stimmen wir überein, denn die Seele ist eine vielsaitige Harfe, die von jeder vorübergehenden Erregung berührt wird und in ihrem Suchen nach Vollkommenheit ungewisse Töne und Disharmonieen von sich giebt.

Die Kabalisten lehrten, dass Musik eine kosmische Kraft sei und die Welt bewege, und durch sie, als eine Gabe Gottes, seien alle Dinge möglich. Ueberlieferungen über die Musik der Egypter schreiben denselben den Glauben an die Vereinigung der Musik und Prophetie und an ihre Macht über Krankheiten zu.

So hoch wurde der Einfluss der Musik bei den Griechen geschätzt, dass keine soziale Funktion ohne sie vollkommen betrachtet wurde.

Brocklesby sagt in seinen Reflexionen über alte Musik: „Diese Wissenschaft wurde nicht allein zum Vergnügen gepflegt, sondern sie (die Alten) bewiesen ihre Verehrung derselben durch ihre unerlässliche Anwendung bei allen erhabenen und feierlichen Gelegenheiten. Sie begleitete ihr Lob der Götter und Helden. Sie wurde bei der Gründung und Befestigung ihrer Städte gebraucht. Ihre Land- und Seemacht wurde durch kriegerische Gesänge in Zucht gehalten und regiert, und so allgemein war die Anwendung dieser Kunst, dass selbst die Vollstreckung des Urteils an öffentlichen Missetätern von Melodieen begleitet wurde, die mit gewissen Harmonieen musikalischer Instrumente Takt hielten.“

Die Wirkung der Musik auf Tiere ist beachtenswert. Wir haben von einem Pferde gehört, das aufhörte zu fressen, seine Ohren spitzte und mit allen Anzeichen des Vergnügens zuhörte, wenn das kleine g angestimmt und ausgehalten wurde, ein Zeichen, dass das Pferd augenscheinlich auf g gestimmt war.



Der Araber hat einen Spruch, der sagt, „dass der Gesang des Hirten die Schafe besser nähre als die reichste Weide.“ Fast jedermann kann irgend ein Beispiel von dem kraftvollen Eindruck der Töne auf Tiere nennen.

Das erste überlieferte Beispiel, wo Musik einen wohltätigen Einfluss auf einen Geisteskranken ausübte, finden wir in der Geschichte vom König Saul: „Wann nun Saul der Geist Gottes überfiel, so nahm David seine Harfe und spielte mit seiner Hand. Da wurde es Saul leichter und besser, und der böse Geist wich von ihm.“

Es wird auch erzählt, dass, als Philipp V. von Spanien geisteskrank wurde, die Königin Faranelli, den grössten Tenor, herbeirufen liess. Mit seiner Stimme konnte er den König beruhigen und mit der Zeit stellte er seine Vernunft wieder her; auch des Königs Sohn, welcher die Krankheit geerbt hatte, heilte er mit seiner Stimme. Besonders vier Lieder waren dem König so angenehm und er wollte sie jeden Abend hören. Faranelli bestätigte Becmey, dem Musikhistoriker, dass er während seines zehnjährigen Aufenthalts am spanischen Hofe diese vier Lieder dreitausendsechshundert mal sang.

Bordelet erzählt von einer geisteskranken Frau, die durch eine Anzahl Musiker, die ihr abwechselnd achtzehn Tage lang vorspielten, geheilt wurde.

Luther empfiehlt Musik, wenn er sagt: Der Teufel ist ein schwermütiger Geist, und Musik ist ihm verhasst, sie treibt ihn weit weg.

In einem Briefe an einen Freund schreibt Emerson: „Du und ich, mein Freund, wir sitzen in verschiedenen Häusern und sprechen täglich zu verschiedenen Personen, aber die Unterschiede, machen wir so viel von ihnen als wir können, sind trivial. Wir sind zuletzt von ein und derselben Idee umstrickt, wir werden in demselben materiellen Sternensystem getrieben, in demselben unmateriellen System von Einflüssen nach demselben unaussprechlichen Ziel. Lass uns dann und wann einen Blick oder ein Wort über die neuen Phasen des Traumes wechseln. Musikalische Therapeutik ist eine neu-alte Phase des Traumes. Ich bin nur eine andere Stimme, die Deine Aufmerksamkeit auf ihre tiefe, wohltätige Kraft lenkt.“

Um das vollkommene Gleichgewicht des Körpers herzustellen, haben alle, die heilen wollen, sei es Physiker oder Metaphysiker, Seele und Geist im Auge, und die Musik kann oft in der Herstel-



lung der Harmonie grosse Dienste leisten. Musikalische Vibrationen sind weit mehr als ein schmerzstillendes Mittel; sie sind eine grosse universelle Kraft.

Wenn sie von einem Erleuchteten angewendet wird, der Kenntnis von der göttlichen Heilkraft des Geistes hat, mentale Zustände erkennt und weiss sie in Harmonie zu bringen, so findet sie ihren höchsten Ausdruck.

Wenn er seine Gedanken auf die sonoren Tonwogen überträgt, kann er einen heilenden Einfluss durch seine Musik ausüben.

Einer solchen Arbeit kann sich kein kritischer Musiker unterziehen, der die Technik über Alles stellt; sie würde ihm misslingen, während ein anderer mit geringeren technischen Fähigkeiten aber intuitivem Verstehen für das, was dem Patienten Not tut, Erfolg haben würde, denn das Wesentliche für den musikalisch Heilenden ist ein Verstehen des Geistes, der heilt, vereint mit Liebe und vollkommener Sympathie für sein Werk, und die Beurteilungsfähigkeit, welche Musik im gegebenen Fall die Rechte ist, und wann sie angewendet werden kann und wann nicht.

Die Musik sei frei von allem, das Sünde, Krankheit, Tod bereitet, denn der Geist muss von allen ergreifenden Erregungen befreit, sollte über Furcht beruhigt, mit Hoffnung erfüllt, und wenn der Fall es verlangt, angeregt werden. Einer der Grundzüge des musikalischen Heilens, den ich beobachtet habe, ist, dass die besten Resultate keineswegs durch die Verschiedenheit der Compositionen, sondern durch die richtige Auslese derselben erzielt wurden und durch das Festhalten gewisser Melodieen bei bestimmten neutralen Disharmonieen. Man finde die richtige Tonart, den geeigneten Rhythmus und wende sie oft an.

Die Mutter singt dem Kinde nicht jeden Abend ein anderes Wiegenlied vor — das würde nur die Wirkung haben, das Kind wach zu halten — sondern immer wieder das eine dem Kinde vertraute, dem es am liebsten zuhört.

Die Singstimme, welche Gesundheit inspirierende Worte ausdrückt, übt den allerstärksten Einfluss aus; nach ihr sind es die Saiteninstrumente, besonders die Violine.

Unser Land besitzt viel schöne Stimmen und begabte Musiker, ein Heer von Musik-Studierenden voll hohen Ehrgeizes den ersten



Rang zu erringen oder keinen. Viele von ihnen, wenn sie sehen, dass sie ihr hochgestecktes Ziel nicht erreichen können, verfallen in einen Zustand der Indifferenz, schliessen ihre Instrumente, hören auf zu üben und erfreuen selten ihre Freunde mit ihrer Gabe; wenn sie ahnen könnten, dass sie in unserer neuen Metaphysik Anregung finden würden, und dass sie durch ihre Kunst dem ermüdeten, erschöpften Geist helfen könnten, indem sie die mentale Atmosphäre verändern, so fänden sie ein Motiv, das wert wäre, ihr Studium aufrecht zu erhalten. Diesen würde ich zurufen: Liebt Eure Begabung und gebt ihr Ausdruck. Jeder Vogel hat sein eignes Lied und der Reiz des Waldconcertes liegt in der Mannigfaltigkeit und in der Vermischung so vieler Töne. Wenn Du den Wunsch hast, durch Deine musikalischen Fähigkeiten zu helfen und zu heilen, so hast Du Dich mit dem unsichtbaren Chor verbunden, „dessen Musik der Frohsinn der Welt ist“. Alle Schüler der Metaphysik haben nicht die Gabe, durch das schweigende Wort zu heilen. Die Gaben sind verschieden, obwohl sie desselben Geistes sind.

Der therapeutische Wert der Musik hat die experimentelle Stufe überschritten und hat aufgehört nur Theorie zu sein. Die Natur der Krankheiten, welche durch sie wohltätig berührt werden, ist so vielseitig und mannigfaltig, dass es unmöglich ist eine Grenze zu ziehen und zu sagen, die Musik sei besser für diese und jene Leiden; denn die Musik wirkt direkt auf den Geist und die geistigen Zustände spiegeln sich im Körper wieder.

Wir wollen hoffen, dass in Zukunft auch in Hospitälern und Krankenhäusern die mit Heilkraft durchdrungene Musik, gesungen von süssen, weichen Stimmen und vermischt mit den zarten Tönen der Instrumente gehört werden wird, damit auch diese Methode systematisch verwendet wird und nicht mehr in ihren Resultaten dem Zufall anheim gestellt wird und damit der Wunsch nach musikalischem Heilen verstanden und gerechtfertigt werden möge.

Wir behaupten nicht, dass Musik ein Universalheilmittel sei, aber es ist ein Mittel, das einen hervorragenden Platz in der Heilkunde einnehmen sollte. In der grossen metaphysischen Bewegung wird Musik der Menschheit noch die wertvollsten Dienste leisten. Denn alles Leben ist Schwingung, und Harmonie ist das Grundprinzip des Seins. *Eva A. Vescelius.*



Rundschau.

Unsere Musikbeilage. — Da wir beständig betont haben, wie notwendig es für den Theosophen und Metaphysiker ist, auf allen Gebieten, insonderheit auf dem der Kunst sich zu betätigen, ist es uns eine Freude, in diesem Hefte eine Frucht dieser Betätigung unsern Lesern bieten zu können. Es ist der Gesang einer Seele, die den Meister gefunden hat und mit ihm die Erkenntnis ihrer Initiation in die Loge. Der innige Ausdruck dieser Empfindungen in den Worten des Textes wird sicher eine tiefe Wirkung auf Leser und Hörer ausüben und mancher, in dem ein gleiches Bewusstsein seiner Entwicklung dunkel schlummert, wird zu klarer Erkenntnis mit fortgerissen werden. Baronin Hamar gehört zu unseren reifsten und tätigsten Mitarbeitern in der theosophischen Bewegung. Das Lied ist von einem Mitglied der Theosoph. Gesellschaft, Herrn F. O. Wannieck, warm empfunden in Töne umgesetzt worden. Wenn wir auch die Arbeit eines Dilettanten vor uns haben, so müssen wir doch anerkennen, dass die Tiefe und der Ausdruck des Textgehaltes innig erfasst worden ist und das Werk in der Stimmung sich mit den im Gedicht enthaltenen Gefühlen deckt.

Wir hoffen nicht allein auf eine freundliche Beurteilung des Liedes, sondern erwarten bestimmt, dass die theosophischen Gesellschaften diese Anregung benutzen, um die Musik in ihre Versammlungen einzuführen. Zugleich möchten wir unsern Versuch als eine Anregung für weitere derartige Unternehmungen, zu denen wir gern die Hand bieten, betrachtet wissen.

Eine Prophezeiung für das Jahr 1903. Die in Paris lebende französische Pythia Madame de Thèbes hat soeben ihre Prophezeiungen für das Jahr 1903 veröffentlicht, welches für sie nicht mit dem 1. Januar, sondern mit der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche am 21. März begonnen hat. Ein ernstes Jahr, ein hartes Jahr, wenn man Madame de Thèbes glauben darf. Die Ziffern der Jahreszahl 1903 sind schon ungünstige — addiert geben sie die Unglückszahl 13. Zum Glück kommt die Zahl 3 vor, von welcher man hoffen darf, dass sie bis zu einem gewissen Grad die Einwirkung der fatalen 13 ausgleicht. Noch ein Grund zur astrologischen Beunruhigung ist vorhanden: das Jahr steht im Zeichen des Saturn und dieser ist den Menschen feindlich gesinnt, aber er beschützt die Acker- und Weinbauenden und die sparsamen Leute. Für Frankreich soll das Jahr traurig ausfallen. Zwischen dem 21. März und dem 22. Juni wird Frankreich traurigere finanzielle Katastrophen erleben, als es alle bisherigen waren. Weiter wird es Trauer in der hohen politischen Welt geben und Trauer bei den Theaterleuten. Es werden Theater abbrennen, eines in der Provinz, vielleicht auch eines in Paris. Erstere Prophezeiung ist in der Tat eingetroffen, denn bereits



am 7. April brannte das Theater von **Lille** ab. Frankreich wird künstlerische Enttäuschungen erleben. Das „Journal des Débats" fragt dazu: Hat man die Absicht, noch mehr gefälschte Tiaren zu kaufen? Auf die ersten traurigen Monate folgt ein Trimester der Erholung. Das Unglück geht über die Grenze. Zwischen Juni und September trauert ein grosser nordischer Staat, der an Frankreich grenzt und dessen noch jungem Monarchen ein körperliches Unglück zustossen wird, welches den Blutumlauf betrifft. Derselbe Staat wird durch innere Streitigkeiten beunruhigt sein und eine grosse Gefahr zur See zu bestehen haben. Gegen den Monat September wird ein Ereignis, das Madame de Thèbes nicht näher zu bezeichnen vermag, das Gewissen der Engländer und Amerikaner stark beunruhigen; es dürfte sich um eine merkwürdige Bekehrung handeln, die dem Katholizismus zugute kommen soll. Holland aber soll sich vor den Wogen in acht nehmen! Vom 22. September bis zum 23. Dezember wird in Österreich grosse Beunruhigung herrschen, aber sie wird aus politischen Gründen entstehen und keinen Anlass zur Trauer geben. Wenn der europäische Friede durch das Jahr 1903 aushält, so könne man sicher annehmen, dass er 1904 gestört werde und zwar werde Russland den Krieg heraufbeschwören. Ebenfalls im dritten Quartal wird der Souverän eines mit Frankreich befreundeten und benachbarten Staates grosser Gefahr auf einer Reise ausgesetzt sein. Danach wird sein Land eine Umwälzung erfahren. Das letzte Quartal, vom Dezember bis März 1904, werde unheilbringend sein für Holland, Amerika, England; elementare Katastrophen werden sich in Südamerika, politische in den Vereinigten Staaten ereignen. „**Roosevelt** möge auf der Hut sein!" Ein kolonialer Zusammenbruch und entsetzliche politische Skandale bedrohen England. Frankreich wird mitgerissen werden und sieht einer unbestimmten Zukunft entgegen, aber „untergehen wird dieses Land nicht". Mit dieser tröstlichen Hoffnung schliesst Madame de Thèbes ihre Prophezeiungen für 1903. (Die Zeit.)

Das Geheimnis der Körperstrahlen wird jetzt vielleicht etwas von seiner Undurchdringlichkeit verlieren. Eins der Grundgesetze der ganzen Naturanschauung schien durch das Wesen der strahlenden Körper ins Wanken gebracht zu sein: die Lehre von der Erhaltung der Kraft. Dazu kam noch, dass der Chemiker Landolt vor etwa drei Jahren eine Beobachtung veröffentlichte, die auch die Erhaltung der Masse in Frage zu stellen schien. Landolt hatte geglaubt, bei gewissen chemischen oder physikalischen Vorgängen Gewichtsabnahmen nachweisen zu können, die zwar äusserst gering, aber doch grösser waren, als dass sie durch einfache Messungsfehler hätten erklärt werden können. Die Untersuchungen Landolts wurden durch Heydweiller nachgeprüft und bestätigt. Seitdem sind nun die Tatsachen über die Erscheinung der Körperstrahlen hinzugekommen und Heydweiller hat in einer neuen Arbeit (in der „Physikalischen Zeitschrift") den Versuch gemacht, jene chemischen Beobachtungen mit denen der Körperstrahlung in Zusammenhang zu bringen und eins mit dem anderen zu erklären. Bekanntlich besteht die merkwürdigste Eigenschaft eines strahlenaussendenden Körpers, z. B. des Radiums darin, dass es dauernd Strahlen abgibt ohne erkennbare Kraftquelle. Nun könnte man aber zum mindesten annehmen,



dass mit diesem fortgesetzten Aufwand an Kraft — die Strahlen wirken ja z. B. auf die photographische Platte und leisten auf dieser also eine gewisse Arbeit — eine Gewichtsabnahme des betreffenden Körpers verbunden wäre. Schon der Entdecker der Körperstrahlen, Becquerel, hatte diese vermutet und sogar die Angabe gewagt, dass ein Gewichtsverlust von einem Milligramm in einer Million Jahren stattfinden würde. Heydweiller ist zu anderen zuverlässiger scheinenden Ergebnissen gekommen. Er nahm zwei Glasröhren, in deren einer er 5 Gramm eines sehr stark strahlenden Körpers einschloss, während er die andere mit Glasstücken füllte. Er konnte ermitteln, dass der strahlende Körper tatsächlich an Gewicht abnahm und zwar so, dass er auf 24 Stunden etwa zwei Hundertstel Milligramm einbüsste. Dann hat er die Theorie von Becquerel angewandt, derzufolge die Körperstrahlen eine Aussendung winziger Stoffteilchen darstellen, die eine elektrische Ladung besitzen und durch eine Schwerkraftwirkung abgestossen werden. Die theoretische Berechnung stimmte mit dem Ergebnis der Beobachtungen von Heydweiller wunderbar genau überein. Vorläufig ist es daher am wahrscheinlichsten, dass die rätselhaften Körperstrahlen eine unmittelbare Umwandlung von potentieller Schwerkraftenergie in eine strahlende Energie bedeuten und auf Grund dieser Anschauung würden sich auch die rätselhaften Ergebnisse der Forschungen Landolts erklären lassen, ohne dass dadurch die Grundgesetze der Naturwissenschaft in Gefahr gerieten.

Bohnengenuss! — Prof. Jäger bringt zur Frage „warum assen die Pythagoräer keine Bohnen“ in seinem Monatsblatt No. 8 einen Ausschnitt aus dem Stuttgarter Neuen Tageblatt vom 3. 11. 92, der auf Jägerscher Anschauung sich folgendermassen auslässt:

R. S. Warum assen die Pythagoräer keine Bohnen? Man schreibt uns: In Eduard Mörikes Gedichten findet sich folgender merkwürdige Ausspruch über „Vicia faba minor“:

Fort mit diesem Geruch, dem zauberhaften! Er mahnt mich
An die Haare, die mir einst alle Sinne bestrickt.
Weg mit dieser Blüte der schwarz und weissen! Sie sagt mir,
Dass die Verführerin, ach! schwer mit dem Tode gebüsst.

Vicia faba ist die Ackerbohne, Vicia faba minor nichts anderes, als die bei uns wohlbekannte Saubohne. Der Dichter wollte mit diesem derben, grob irdischen Namen seine Liedersammlung nicht entweihen, die „Saubohne“ passte ihm nicht in die edle Gesellschaft; deshalb schrieb er die Adresse, an die er seinen Herzenserguss richtete, lateinisch: er wählte den botanischen Namen Vicia faba minor. Der Duft ihrer Blüte erinnerte den Dichter aufs lebhafteste an den Geruch von weiblichen Haaren, an Menschenduft. Die Saubohne, die aus Persien stammt, war schon im klassischen Altertum bekannt. Sie ist die Bohne der Alten, die meines Wissens unsere Gartenbohne, Phaseolus, nicht kannten oder wenigstens nicht in nennenswerter Ausdehnung anbauten. Bei der Saubohne ist die Ähnlichkeit mit Menschenduft am auffallendsten. Übrigens erinnert auch die botanisch mit ihr verwandte und dementsprechend in Geruch und Geschmack ihr ähnliche Gartenbohne an menschliche Gerüche. Ehe ich auf das oben ange-



führte Gedicht Mörikes aufmerksam wurde, machte ich selbst einmal folgende Beobachtung: Beim Nachhausekommen fiel mir eines Tags in meiner Wohnung ein aufdringlicher, keineswegs sehr angenehmer, lebhaft an menschliche Ausdünstung erinnernder Geruch auf, der sich als der Duft vom Bohnengemüse (und zwar von Gartenbohnen) erwies, das erst kurz zuvor zu kochen begonnen hatte. Im weiteren Verlauf des Kochens wurde er verfeinerter, milder, angenehmer. Ich sagte mir damals sofort: Bohnenduft und Menschenduft — sind nicht gar vielleicht seiner Zeit die Bohnen von Pythagoras und seinen Schülern gemieden worden, eben weil ihr Duft manchmal so lebhaft an Menschenduft erinnert? *) Und steht das nicht vielleicht im Zusammenhang mit dem merkwürdigen Glauben der Pythagoräer an die Seelenwanderung? Bei der Seelenwanderung dachte man ja nicht bloss an ein Versetztwerden der Seele in einen anderen Menschenkörper, sondern auch ein Herabsteigen der Menschenseele in den Körper eines Tieres, oder unter Umständen auch in den Körper einer Pflanze, ja eines Steines. Getreu dieser Vorstellung, dass die Tierkörper Menschenseelen beherbergen, hielten die Pythagoräer in mehr oder weniger strenger Weise das Schlachten von Tieren und das Essen von Fleisch für unerlaubt; sie genossen nur pflanzliche Nahrung, waren also Vegetarier. Nun stiessen sie aber unter den Pflanzen auf die Bohne, die so auffallend an Menschenduft mahnte; war es da nicht natürlich, dass sie sich scheuten, Bohnen zu essen, da ja auch in den Bohnen Menschenseelen wohnen konnten? Nach ihrer Annahme wurden ja die Seelen unter Umständen auch in Pflanzen versetzt, und der Geruch der Bohnen sprach natürlich eher dafür als dagegen, dass gerade die Bohnen den Menschen als Herberge dienen. Die Scheu vor den Bohnen soll soweit gegangen sein, dass die Sage geht, Pythagoras sei auf der Flucht erschlagen worden, weil er es verschmähte, sich über ein Bohnenfeld zu flüchten. Merkwürdigerweise hat man bisher sich nicht recht erklären können, warum das Essen von Bohnen bei den Pythagoräern verboten war. Diese selbst schwiegen andern Leuten gegenüber über den Grund des Bohnenverbots aufs hartnäckigste und standhafteste. Ja, eine Schülerin des Pythagoras habe sich sogar, wie man erzählt, die Zunge abgebissen, um dem älteren Dionys, dem Tyrannen von Syrakus, den Grund des pythagoräischen Bohnenverbots nicht zu verraten **). So waren andere auf Vermutungen über diesen Grund angewiesen. Aber wenn auch nirgends etwas darüber zu lesen ist, dass einfach die Ähnlichkeit des Bohnendufts mit Menschenduft der eigentliche und ursprüngliche Grund jenes Bohnenverbots gewesen ist, so zweifle ich doch keinen Augenblick daran. Was sollte den Pythagoras mit heiliger Scheu gerade vor den Bohnen im Gegensatz zu allen anderen Gemüsen und Früchten erfüllt haben, wenn nicht ihr Duft? Ihre Form (die etwa an die Nieren erinnert hätte) oder ihre Farbe konnte es doch wohl nicht sein. Auch sonst lässt sich kein zureichender Grund denken; etwa dass die Bohnen üble Wirkungen bei der Verdauung hätten,

---

*) Namentlich Spermaduft und Bohnengeruch haben grosse Ähnlichkeit.

**) Wenn sie als Erklärung Spermaduft hätte anführen müssen, ist ihr Schweigen begreiflich.

den Menschen aufregen, schlimme Träume verursachen oder derlei mehr? Oder dass die Bohne ein Symbol der Seele sei? Da wäre immer noch die Frage: warum? warum erinnert die Bohne an die Seele? Damit kommen wir wieder auf unsere Erklärung: eben wegen des Geruches. Es ist natürlich, dass die Pythagoräer selbst mit dieser Erklärung sich nicht begnügten, sondern alle möglichen geheimnisvollen Gründe ausheckten; allein der eigentliche, ursprüngliche, einfache Grund des Bohnenverbots ist in dem Obigen dargelegt.

Eine Spiritistin. Man schreibt uns aus Paris: Die Pariser Spiritistengemeinde hat eine ihrer Prophetinnen, Augusta Holmes, verloren — natürlich nur „zeitweilig". Versicherte die Dame doch vor einigen Monaten: „Ich verlasse Euch ebenso wenig, als mich mein teurer, berühmter Meister Cäsar Franck verlassen hat, der so oft auf meinen Ruf zu mir gekommen. Man stirbt nicht, man wechselt bloss den Raum. Ich sehe dasjenige, was wir den Tod nennen, mit heiterer Ruhe kommen." Frau Holmes war folgendermassen in den Spiritismus hineingezogen worden: Mit Hilfe eines ihr befreundeten „Mediums" war einmal Ambroise Thomas angerufen worden. Er tat sich kund und gestand mittels Tischklopfens, in seinem zwanzigsten Jahre eine Posse verbrochen zu haben, von der niemand eine Ahnung gehabt. Nachdem Frau Holmes Beweise für diese Schöpfung des Meisters gefunden, glaubte sie unverbrüchlich an Spiritistentum und Geisterbeschwörung. Eines Tages fiel eine Rose zu ihren Füssen: „Der Meister schickt sie Ihnen", deutete das Medium. Für Frau Holmes blieb kein Zweifel: es war Cäsar Franck, der ihr diese Aufmerksamkeit erwiesen. Sie unterhielt sich über Musik mit ihm, namentlich über ein grosses Werk, an dem sie arbeitete. Er sagte ihr: „Im achten Takt der zweiten Geige befindet sich ein Irrtum, durch einen Abschreiber." Man sah nach, der Geist des grossen Tonsetzers hatte recht. Gounod verkehrte ebenfalls mit Frau Holmes, von der 1889, bei Schluss der Preisverteilung der Weltausstellung, ein grossartig angelegtes, aber klein durchgeführtes Tonwerk aufgeführt wurde. Sie besass eine Schachtel, in der sie die Geschenke aus der anderen Welt aufbewahrte. Darunter besonders die weissen Flocken, womit ihre Kleider in einer Beschwörungsnacht bedeckt wurden. Dazu ein Papier mit der „Haarlocke eines von den Engländern getöteten Burenführers" — wie die „Geister" versicherten. Und dergleichen mehr. Die letzten Jahre bat Frau Holmes fortwährend die Geister inständig, ihre Schöpferkraft neu zu beleben. Sie wollte die Geheimnisse der anderen Welt durch Musik verständlich machen. Ein bezügliches Werk hatte sie in Arbeit. Leider ist der von ihr leidenschaftlich verehrte Richard Wagner so unritterlich gewesen, ihr keinen zweiten Parsifal einzugeben. (Voss'sche Zeitg.)

Ein neues Stück von Maeterlinck. Die Gattin Maeterlincks, „Monna Vanna, la plus belle" Georgette Leblanc ist vor einiger Zeit interviewt worden und hat unter anderen Dingen, die weniger interessant sind, auch von dem neuen Werke ihres Gatten erzählt. Sie sagte: „Das Stück heisst „Joyzelle" und ist ein Märchendrama. Es spielt im Fabelland und ist in derselben lyrischen Prosa geschrieben wie „Monna Vanna". Fünf Akte und nur vier Personen: der Liebhaber, die Geliebte, ein alter Mann, ein junges Mädchen. Gar keine Komparsen. Das

Stück schildert, wie eine treue grosse Liebe durch alle Prüfungen siegreich hindurchgeht. So tragisch diese Leidensstationen auch sind, das Drama endet doch gut. Wir werden das Stück gleich nach unserer Heimkehr in Paris spielen. Und im nächsten Herbst soll dann eine Truppe gebildet werden, die von meinem Manne geschult, genau nach seinen Absichten seine Werke in der ganzen Welt, in Europa und Amerika, spielen wird. Ihr Repertoir wird den ganzen Maeterlinck umfassen: „Monna Vanna“, „Joyzelle“, „Pelleas und Melisande“ u. s. w.

Jetzt ist mein Mann aus. Er arbeitet übrigens sehr regelmässig. Nur des Vormittags, zwischen 8 und 12 Uhr. Er treibt immer sehr viel Sport, Radfahren und Automobilismus. Und nach dem aufregenden und aufreibenden Trubel des Winters, nach dieser Tournée im Galopp durch die Welt gehen wir im Sommer in die Normandie und leben dort vier Monate in absoluter Ruhe, sehen keinen einzigen Menschen.“ (B.-T.)

Maeterlincks Joyzelle ist am 20. Mai im Gymnase-Theater zum ersten Male in Szene gegangen. Wir kommen nach Erscheinen der Buchausgabe darauf zurück.

Zur Notiz: Leider sind eine Reihe von Abzügen der Portraits von Dr. Franz Hartmann und Colonel Olcott in Band V (IX) Heft 5/6 recht schlecht gewesen. Wir stellen daher denen, welche tadellose Abzüge wünschen, solche auf gutem Kunstdruckpapier gratis zur Verfügung.

Das Maeterlinckportrait in Band X, 1 ist nach einer neuesten Aufnahme von Zander & Labisch, Berlin hergestellt.

Die neue Rechtschreibung wurde am 1. Januar nicht nur amtlich bei allen Behörden und Schulen, sondern auch im öffentlichen, kaufmännischen und Privatverkehr eingeführt.

Als ein vorzügliches Hilfsmittel, sich über die neue deutsche Schreibweise eingehend zu informieren, zugleich als Ergänzung zu jedem nur orthographischen Wörterbuche, dient das von den meisten Unterrichts- und anderen Behörden Deutschlands, besonders Post- und Eisenbahn-Direktionen, empfohlene Werk: Ausführliches grammatisch-orthographisches Nachschlagebuch der deutschen Sprache mit Einschluss der gebräuchlicheren Fremdwörter und Angabe der schwierigeren Silbentrennungen sowie einem besonderen Verzeichnis geschichtlicher und geographischer Eigennamen (mit Aussprache). Nach der neuesten, für Deutschland, Österreich und die Schweiz geltenden Orthographie. Von Dr. A. Vogel. 33.—50. Tausend. 524 Seiten kl. Lex.-Format. Preis eleg. geb. 2.80. Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt), Berlin SW. 11.

Das im Verhältnis zu dem billigen Preise fast glänzend ausgestattete Buch ist durch jede Buchhandlung sowie durch unsern Verlag zu beziehen.

Litteratur.

Die besprochenen Werke sind durch den Verlag der Neuen Metaphysischen Rundschau (Paul Zillmann), Gross-Lichterfelde, zu beziehen.

Marx, A. B., Ludwig van Beethoven, Leben und Schaffen. 5. Aufl., durchgesehen und vermehrt von Prof. Dr. G. Behncke. 2 Bände. Berlin 1902. (16.—, geb. 18.20.)

Ich entsinne mich, als Knabe oft mit Ehrfurcht vor der grossen Musikbibliothek meines Vaters gestanden zu haben; da war so viel Geheimnisvolles für mich. Vor allem aber erregten zwei Bücher ganz besondere Gefühle in mir, das eine war ein dicker Schweinslederfoliant: eine alte Geschichte der Musik, das andere ein einfacher roter Leinwandband, auf dessen Rücken nur die goldenen Worte standen: Marx: Beethoven. Dieses Buch schätzte mein Vater ganz besonders, und auch für mich trug schon alles, was mit dem Namen Beethoven zusammenhing, eine stille Verklärung. Manchmal durfte ich hineinschauen, verstand aber natürlich kein Wort. Aber den Vorsatz habe ich damals gefasst: wenn Du gross bist, wirst Du das Buch studieren, und es lag für mich ein eigenartiges Glücksgefühl in diesem Bewusstsein.

Heute verstehe ich, dass ein Buch wie Marx' Beethoven ein Stück eigene Lebensgeschichte sein kann. Keiner ist wohl mit so gutem Rüstzeug an den Meister herangetreten als Marx, keiner hat ihn auch von seiner besten Seite so treffend erfasst. Erscheint ihm doch Beethoven als die notwendige Blüte der Entwickelung seiner Zeit und seine Werke als innere Konsequenzen, die absolut geschaffen werden mussten.

Es ist herrlich, dem einfachen und klaren Geist der Marx'schen Diktion zu folgen, wie er ohne eine Ahnung unserer Ideen zu haben, die karmischen Verbindungen zwischen Beethovens Werken und seinen Lebensschicksalen freilegt. Stein um Stein trägt er herbei, damit zuletzt die Neunte als Kuppel sich über dem Werke schliessen kann. Man fragt sich unwillkürlich, ob es ein vollkommeneres Künstlerdasein geben könnte, als das Beethovens. Waren nicht seine Leiden notwendig, um uns die C-moll zu geben, um uns die Missa zu hinterlassen?

Doch es ist wirklich überflüssig, noch etwas zu Marx' Ehren zu sagen. Er wird stets neben Beethoven den Ehrenplatz einnehmen.

Die neue Auflage ist durch die neuesten Forschungen verbessert und ein Schatz für jede Bibliothek.

Weingartner, F., die Symphonie nach Beethoven. Berlin 1898. (1.50).

Als Prüfstein musikalischen Empfindens und Schaffens erscheint mir die Symphonie, ein Tonwerk, in dem die Erfahrung des ganzen Menschenwesens in



seiner vollen Tiefe niedergelegt sein sollte. So wenigstens hat es uns Beethoven gelehrt und wir sind seit seiner Neunten nicht weiter gekommen. Eher haben wir einen Rückschritt gemacht, da die modernen Symphoniker nicht imstande waren, sich vom Programm äusserer Vorwürfe loszureissen. Wir haben eine Reihe Symphonieen, die der Pastorale im Programmentwurf ähneln, wir sehen die modernen Musiker als Schilderer sinnlicher Eindrücke, wir vermissen aber den Musiker als den Lehrer neuer Erkenntnisse. Beethoven hätte nie der Geistesriese werden können, wenn er nicht in seinem Innern den gewaltigen Kampf des Geistes gegen die niedere Natur durchgekämpft hätte. Wir alle haben ja den gleichen Kampf zu überwinden, sollte uns da nicht jeder mutige Zuspruch, jeder Richtung gebende Ratschlag kostbar sein?

Unseren musikalischen Zeitgenossen scheint im Allgemeinen diese Innerlichkeit zu fehlen, der Formalismus und die Technik sind zwar gut entwickelt, sodass kaum in dieser Richtung ein Fortschritt möglich, ja notwendig erscheint, vielmehr wird es nötig sein, das Innenleben unserer Künstler zu vertiefen. Ohne Erfahrung, sei es Leid oder Freud, ist ein Kunstschaffen unmöglich. Ist aber Leid und Freud unserer Künstler nichts anderes, als der Alltagstrubel, die leichte Befriedigung der Sinne oder die Hinderung daran, so kann kein geniales Kunstwerk entstehen. Es sind die grossen Probleme des Lebens, an die sich unsere Künstler heranwagen sollten, aber nicht mit der seichten Alltagsphilosophie oder dem Mode-Nietzsche, sondern mit dem von Mitleid schmerzbewegten und doch siegesfrohen Bewusstsein der eigenen göttlichen Kraft. Würde dieses Bewusstsein unsere Künstler heiligen, so würden Genies aller Orten wieder auftauchen und das musikalische Interregnum, in dem wir nach Weingartner leben, hätte ein jähes Ende. Er sagt: „Mitten in dem bunten Wirrwarr bereitet sich wohl das Grosse, das echt Neue und Originelle ferne vom Kunstmarkte in aller Stille vor. — Wir aber können einstweilen einen festen Standpunkt in der Überzeugung gewinnen, dass der wahre Fortschritt nicht von aussen, sondern von innen kommt. Ist das künstlerische Schaffen nur spekulativ, aber nicht impulsiv (wir würden sagen intuitiv. P. Z.), so wird es verblüffen, niemals aber erwärmen und dauernd fesseln können. — Wer diese Ueberzeugung mit mir teilt, wird den begabten Komponisten zurufen: Fühlt, denkt, empfindet gross, so gross wie unsere Meister, dann werdet Ihr das Rechte hervorbringen, und so, wie Ihr's hervorbringt, so wird's gut sein. Könnt Ihr's nicht, so häuft den Ossa auf den Pelion, schreibt tausend Posaunen und zweihunderttausend Pauken, es wird ein Popanz dabei herauskommen. Die glänzende Mache allein tut's nicht. Natürlichkeit, gerade und kräftige Wahrhaftigkeit, das ist's, was wir brauchen. Schreibt frisch herunter, was Euch auf der Seele lastet, und sprecht aus, was ausgesprochen werden muss! So wird's ein Bild Eures Selbst, eine Aeusserung Eures Wesens und in jedem Falle was Ganzes und Rechtes werden. Habt aber auch den Mut, das zu bleiben, was Ihr seid, wenn Ihr verkannt oder „verrissen" werdet. Nur glaubt nicht, dass immer eine „neunte Symphonie" oder eine „Nibelungen-Tetralogie" dabei herauskommen müsse. Die Welt wird Euch für eine Oper im Stile Lortzings, für eine Symphonie, wie sie Hermann Götz komponiert hat, sehr



dankbar sein, wenn es nur echt und nicht geschminkt ist, was Ihr geschaffen habt. Bildet Euch ja nicht ein, Jeder von Euch müsse ein „Uebermensch" sein, wenn Zarathustras Lehren unverstanden in Euren Ohren herumtollen und Euer Gehirn in krankhafte Wallung versetzt. Nur Wenigen ist es beschieden, auf den Höhen der Menschheit zu wandeln, und nicht gelernt noch konstruiert kann dieses Uebermenschentum werden. Als seltenste Gabe, als wertvollstes Geschenk muss es aus einer anderen Region kommen. Aus welcher? fragt Ihr wissbegierig! Nun — aus jener, welche nur der verleugnen möchte, der niemals einen Hauch von ihr zu sich herüberwehen gefühlt hat! Sei es ein kleines Lied oder eine grosse Symphonie, was Ihr komponiert, — ein Meisterwerk wird's nur dann sein, wenn ihm dasselbe gebührt, das der grosse Beethoven auf die Partitur seiner Missa solemnis schreiben durfte:

„Von Herzen — möge es zu Herzen gehen" —".

Hoesik, F., Chopin; sein Leben und sein Schaffen. Warschau 1903. 2 Bände. Mit Portr. u. Illustr.

Nun hat auch Chopin seinen biographischen Meister gefunden. Ferd. Hoesik, ein Warschauer Literarhistoriker, ist in den Besitz der Aufzeichnungen eines Studiengenossen Chopins, Julian Fontana's, gelangt, welche wichtige Aufschlüsse über sein Leben enthalten. Vergrössert wurde das Material durch Umfragen bei Allen, die irgend welche Erinnerungen an Chopin knüpften. Leider sind wir der polnischen Sprache nicht mächtig genug, um einen vollen Genuss an dem Werk haben zu können, eine deutsche Ausgabe der sorgfältigen Arbeit wird sicher bald erscheinen und ist des Interesses sicher.

An Chopins Leben kann man interessante okkulte Studien machen. Er ist unter einem musikalischen Zeichen geboren (22. Nov. 1810), war sicher hellhörend, wie wir aus seiner Musik entnehmen können und durch die Geburtskonstellationen schon melancholisch veranlagt. Die geistige Kraft seines Spieles muss eine bemerkenswerte gewesen sein. Man erzählt, dass der Grossfürst Konstantin, der Gouverneur von Polen in seinen starken Zornesausbrüchen sofort beruhigt wurde, wenn Chopin die ersten Töne auf dem Klavier anschlug. Interessante okkulte Vorgänge finden wir auch in Chopins Verhältnis zur Gräfin Maria Wodzinska. Diese Dame wurde von Chopin geliebt und zugleich von einem ihm sprechend ähnlich sehenden polnischen Dichter Slowacki. Beider Neigung wurde angenommen, ja Chopin wurde sogar der Bevorzugte, bis sich die Gräfin mit einem Anderen verlobte. Slowacki und Chopin starben beide an der Schwindsucht in Paris. Wir können bei ihm, der so sehr unter der Einwirkung astraler Zustände gestanden hat, die interessantesten Beläge für unsere astrologischen und metaphysischen Ansichten finden.

Indianermusik.

Vor einigen Wochen erschien in der Zeitschrift „Musik" (II, 10) ein Artikel über Indianermusik, der sich mit der Musik der Omahaindianer und den Forschungen der Miss Alice C. Fletcher beschäftigte. Letztere Dame hat lange Zeit unter den Indianern gelebt und eine ganze Reihe Indianermelodieen aufzeichnen können. Ihre Forschungen sind im Archiv des Peabody-Museums in Harvard



niedergelegt und in dem populäreren Werke „Indian story and song“. Zu gleicher Zeit erschien ein Artikel von Doroth. Boettcher über die Untersuchungen eines Fred. R. Burton in Desbarats (Ontario) über die Gesänge der Ojibwayindianer. Um so freudiger begrüsste ich, durch diese Arbeiten angeregt, eine Zusendung der Wa-Wan-Press (Newton Center, Mass.), die eine Reihe interessanter Indianermelodieen für Klavier harmonisiert enthielt. Herr Arthur Farwell, der Leiter der Wa-Wan-Press, hat es verstanden, aus der Reihe der nicht für jedes Ohr angenehmen Lieder einige der melodiösesten herauszugreifen und bietet sie uns zunächst in dem Heft: „American Indian Melodies“ in geschmackvoller Ausstattung. Die Melodieen sind nach den phonograph. Aufnahmen der Miss Fletcher bearbeitet.

Ich selbst verdanke ein gut Teil Musikverständnis, oder ich sollte wohl besser sagen Musikempfinden dem Studium fremder Volksgesänge. Jene alten Weisen scheinen dem inneren Empfinden viel näher zu liegen als unsere moderne Musik und sind viel weniger Kunstprodukte als vielmehr der natürliche Ausdruck einer Empfindung in Tönen. Auch die vorliegenden Melodieen sind in dieser Hinsicht betrachtet, geradezu grossartig und wirken auf uns noch tiefer, wenn wir bedenken, dass manche derselben vielleicht bis auf die Lieder der alten Atlantier zurückgehen, auf Zeiten, wo der Ton noch allgemein eine schöpferische Macht war.

Am lieblichsten erscheint mir der Liebesgesang eines alten Mannes, humorvoll ist die Kampfeslust in „Ichibuzzi“ geschildert, grandios ist der Gesang des Häuptlings (No. 9), in der sich die ganze Wucht der patriarchalischen Stammesverhältnisse ausspricht. The Old Man's Love song begegnet uns wieder in einem anderen Hefte der Wa-Wan-Press-Veröffentlichungen, vereint mit einer Melodie des Morgendämmerns. Diese freie Komposition Farwells zeigt, wie anregend diese Lieder auf Komponisten wirken können. Ebenso hat Farwell drei Indianermelodieen an den Sturmgott, an die kosmischen Kräfte des Auf- und Abwogens der schöpferischen Tätigkeit zu einem Musikstück „the Domain of the Hurakan“ verwoben. Auch der trollige Ichibuzzi begegnet uns wieder. Dieser Gesang schildert den Indianer vor dem Kampf, der ihn dem Tode weiht. Eine grosse Auffassung des Unvermeidlichen wechselt ab mit der komischen Art des Angreifenwollens, eines Sichaufraffens zum Kampf. Am Schluss verzieht sich der Feind und der Kampf wird verschoben.

Harrey Worthington Loomis hat in einem anderen Heft ebenfalls Indianerlieder bearbeitet. Einen Gesang beim Rauchen der Friedenspfeife, eine Melodie „Horse Mystery“, die okkulte Vorgänge im Indianerleben zum Hintergrund hat, ein Tanz um das Wigwam und „the silent Conqueror“ beschliessen das Heft. Unser Tonempfinden muss sich allerdings erst durch öfteres Hören der Lieder an die eigenartigen Modulationen gewöhnen, wir haben aber auch dafür einen reichen Genuss an den neuartigen Gefühlen, die sie in uns erzeugen.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich auf die Tätigkeit der Wa-Wan-Press des näheren eingehen. Amerikanische Musik hat, unsere Freunde in Amerika mögen es uns verzeihen, bisher nicht viel getaugt; ein Empfinden dieses Mangels müssen die Gründer der Wa-Wan-Press auch gehabt haben, denn ihre Arbeit

ist der Regeneration amerikanischer Musik gewidmet, als einer vorwiegend nationalen Produktion. Jährlich werden in Subskription eine Reihe von Notenheften veröffentlicht, die amerikanische Komponisten zu Verfassern haben. Die uns vorliegenden Hefte interessieren uns in jeder Weise. Ausser den obigen Indianerkompositionen finden wir vornehmlich Liedertexte von Edgar Allan Poe, Maeterlinck, nach Sappho, nach Stephensons Treasure Island, Gustave Flaubert und Henley, in Musik gesetzt von Kelley, Little, Gilbert, Walter, Getty und Heyman.

Wir möchten unsere Leser, soweit sie musikalisch sind, ganz besonders auf diese Neuigkeiten aufmerksam machen. Die wesentlich anders gearteten Lieder im Verhältnis zu unserer deutschen modernen Musik sind in jeder Weise für uns anregend und erfrischen uns, wie ein kühler Wind im dürren Wüstensand. (Am Schluss des Heftes finden unsere Leser näheres über die Bezugsbedingungen.)

Marvin, F. R., flowers of song from many lands, being short poems and detached verses gathered from vavious languages and rendered into English. Pafraets Book Co. Troy, New York. (12.—)

Das Bedürfnis, Kenntnis der gesamten Erde zu haben, das Fühlen fremder Nationalitäten mitzugeniessen, ist allgemein geworden, ja wir geniessen sogar oft die Kunstschöpfungen anderer Völker besser als unsere eigenen. Diesem universellen Empfinden ist obiges Buch entsprungen, das uns in schönem Englisch Dichtungen aller Herren Länder nahe bringt. Goethe beginnt den Reigen, dann geht es über Heine nach Frankreich, Spanien, Italien, nach der Türkei, von da ins alte Griechenland und nach dem Orient. Den Beschluss machen Gedichte der Südseeinsulaner, der Ashanti, der Osagen und der Grönländer. Als Geschenkwerk ist mir für englisch lesende Deutsche lange nichts Passenderes in Händen gewesen.

Ferguson, Ch., Diesseits-Religion, eine Denkschrift über die Moderne. A. d. Engl. v. C. Mettenius. Lpzg. (Diederichs) 1903. (2.50.)

Der Diederich'sche Verlag hat mit diesem Büchlein seiner Kette eine neue Perle eingereiht. Besonders wer mit seinem ganzen Wesen im Modernen steht, wie der Herausgeber der Rundschau, sieht die ihm vertrauten Ansichten gern in schöner Form zusammengefasst. Ferguson fasst das Wesen der Moderne in dem Satze: „Es ist der Kampf der Jahrhunderte, diese Ordnung (das alte Regime, in dem der praktische Verstand, der aus dem Willen entspringt, der Fähigkeit des passiven Denkens untergeordnet ist) umzukehren, das Denken, welches überlegt, zu meistern durch das Denken, welches die Dinge packt und schöpferisch ist — das Denken, welches Ideale aufnimmt, durch das Denken, welches sie ausführt." Die Moderne, welche ihren sozialen Ausdruck nach Ferguson in einer katholischen, d. h. allgemeinen Demokratie findet, erstrebt „eine Freiheit, die nicht eine Negation, die blosse Abwesenheit eines Zwanges ist; sie ist vielmehr die Ausbreitung und Erhöhung des Lebens durch die Verwirklichung von Schönheit und Gerechtigkeit." „Diese Freiheit", fährt Ferguson an anderer Stelle fort, „ist nicht eher verbürgt, ehe nicht das Volk von der Überzeugung durchdrungen ist, dass die Regierung der Seele aus der Seele stammt und für die Seele ist."



Dabei „entdecken wir, dass alles vernünftig ist, dass jedes Ding Beziehung zu einem anderen hat, dass überall Rhythmus und Mass ist, dass die Welt der Einheit des Geistes entspricht und gesund ist.“ „Es wird (aus allen, die diese Erkenntnis gewonnen haben) eine Kirche erstehen, die nicht das Ergebnis einer Theorie ist, sondern aus der lebendigen Gegenwart Gottes herauswächst, die sich nicht auf spezielle Offenbarungen oder besondere Ideen stützt, sondern auf die letzten Grundsätze des Glaubens.“ Der Grundpfeiler dieser Kirche soll die Furchtlosigkeit vor dem Tode sein. Denn der Moderne ist nach Ferguson dazu gelangt, seine Religion nicht mehr als Sehnsucht nach dem Göttlichen zu betrachten, sondern als einfaches, allen Schwierigkeiten trotzendes Vertrauen auf Gott. „Diese Kirche ist das in Freiheit organisierte Volk. Ihre Absichten und ihr Ziel ist die Einrichtung einer universellen Gesellschaft in ungezwungener Gleichheit. Die Schöpfung einer weltweiten Zivilisation im Geiste der Kunst -- in einem Wort: die Verwirklichung des Lebens im Fleisch. Sicherlich kann bei einem solchen Unternehmen das Schwert des Staates nur eine untergeordnete Rolle spielen.“ Aus diesen kosmopolitischen Ideen heraus kommt Ferguson auch zu der auch uns richtig erscheinenden Behauptung, dass das 20. Jahrhundert weder den Priestern, noch den Politikern gehört. Das hat seinen Grund in der Überzeugung, dass der Mensch der neuen Ordnung sich mit dem Schöpfer eins fühlt und seine Freiheit, wie die Gottes, darin besteht, in die Schöpfung hinein zu gelangen, ein Streben, das viel logischer ist, als das des Menschen alter Ordnung, der sich in die Schöpfung verwickelt und von ihr gefangen fühlt und dessen Freiheit darin besteht, aus der Schöpfung heraus und zum Schöpfer zu gelangen. (Seite 42.) Im letzteren Falle haben wir die Peripheriemenschen, im ersteren nach dem Worte W. Q. Judge's, „jeder Mensch sei ein Zentrum“, die Menschen, die in Gott zu einem schöpferischen Mittelpunkt geworden sind. Die Staatsform, auf welche diese Mittelpunktsmenschen hinzusteuern scheinen, ist eine durchgeistigte Demokratie, von der Ferguson aussagt: Die Demokratie hat Unendlichkeit in sich. Die Menschen werden für gleich erklärt, seit man entdeckt hat, dass sie alle — die geringsten ebenso wie die grössten — Zugang zum Unendlichen haben oder haben können. Ohne diese Religion wäre die Demokratie unverständlich. Wenn die Seele eines Menschen begrenzt und vergänglich ist, so ist die Demokratie lächerlich.“ —

Zuschneid, K., theoretisch-praktische Klavier-Schule, systematischer Lehrgang des Klavierspiels mit methodischem Leitfaden für den Elementar-Klavier-Unterricht. Teil I. (3.—) Gr.-Lichterfelde (Ch. Fr. Vieweg). 1903.

Zimmer, Fr., Elementar-Musiklehre, enthaltend das Wissensnötige für jeden Musiktreibenden. Neu herausgeg. v. G. Hecht. Heft I. 22. Aufl. Tonlehre, Rhythmik, allgemeine Akkordlehre. (1,10). Heft II. 18. Aufl. Theoretisch-praktische Harmonielehre nebst Aufgabenheft. (1.80). Quedlinburg (Chr. Fr. Vieweg). 1901-2.

Panchronist. —

Prof. Dr. H. Schubert hat bei Ernst Fiedler, Leipzig, einen praktischen Kalender aller vergangenen und zukünftigen Jahre herausgegeben. Derselbe ent-



hält auf einer Tafel mit Zahlen- und Wochentagstabellen zwei bewegliche Streifen. Schiebt man dieselben so, dass die daran angebrachten Hände auf das Jahrhundert und auf den Jahrgang hindeuten, so hat man immer den vollständigen Wochentagskalender des betreffenden Jahres vor Augen. Da es auch bei kabalistischer Astrologie mitunter von Wichtigkeit ist, den Wochentag eines Ereignisses zu wissen, so dürfte der Panchronist auch in dieser Hinsicht gute Dienste leisten. (1.—)

Towne, E., just how to wake the solar plexus. Holyoke 1901. (1.—).

Das Sonnengeflecht ist der Sitz des Lebens. Dieses Leben muss uns zum Bewusstsein kommen. Deshalb müssen wir lernen zu atmen, äusserlich und innerlich, wodurch die Zirkulation im Sonnengeflecht geregelt und gekräftigt wird. Tiefe Lungenatmungen mit dem Bewusstsein, dass Kraft uns zuströmt, tiefe Ausatmungen mit dem Bewusstsein, dass Kraft von uns auf alle Kraftbedürftigen ausstrahlt, sind die Übungen, welche die Verfasserin empfiehlt. Wir stimmen ihren Ausführungen bei, da wir durch jahrelange Übungen erfahren haben, wie wertvoll Atmungen mit der rechten Meditation sind.

Preuschen, Hermione von, Lebenssphinx. Leipzig 1902. Mit dem gleichnamigen Bild der Künstlerin. (1.—)

Eine Sammlung von Novellen von ungewöhnlicher Eigenart, wie alle Schöpfungen — auch die malerischen — von Hermione von Preuschen. Es geht durch viele ihrer Werke etwas Gequältes, wie ein grosser verhaltener Schmerz, so auch in diesem kleinen Novellenband. Auch ohne es zu wissen empfindet man die geniale malerische Veranlagung, das Selbstgeniessen an breiter kräftiger Schilderung und farbiger Abtönung; aber durch alle Farbenfreudigkeit weht ein leiser düsterer Hauch, ein weher Ton und alle diese feinen Akkorde klingen in eine Dissonanz aus. Es geht ein schmerzlicher Pessimismus durch die Welt, auf allen Kunstgebieten macht er sich geltend. Seitdem es vom Norden her solche Strömungen gab, glauben auch wir düster sein zu müssen; dort war es echt, durch den Charakter der Natur bedingt, bei uns ist es ein Pseudo-Pessimismus, nachempfunden, wie wir die Mystik und Symbolik des Nordens mehr nachempfunden, als in uns erfahren haben. — Etwas lebensfreudiger möchten wir Hermione von Preuschen sehen, sie kann es sein, das zeigen uns ihre Farbensymphonien. *H. Z.*

Georgy, Ernst, die Erlöserin. Berlin 1902. (1.—)

Keine Backfischepisoden aus dem Leben Lotte Bachs; diesmal ein tiefernstes Lebensproblem in so ergreifender, zum Mitfühlen zwingender Weise behandelt, dass man wünschen möchte die Feder, die sich daran erprobt hat, hätte sich niemals mit Lotte Bach befasst: Helene Petersen die Witwe eines überreizten dänischen Componisten, selbst Malerin, erfüllt von hehren Schönheitsidealen, ist Mutter eines unglücklichen, missgestalteten und geistig völlig umnachteten Kindes. — Der Grossvater desselben, ein Trinker, der Vater, degeneriert und von jener Genialität, die nur durch eine schwache Linie vom Wahnsinn sich scheidet. — Die Ehe Petersen ist die denkbar unglücklichste gewesen, zusammengeführt aus leidenschaftlicher Hingebung ihrerseits, der sehr bald ein Erwachen folgt, und kalter materieller Berechnung von Seiten des Mannes, der



eine viel zu schwankende und haltlose und auch zu sinnliche Natur ist, um sich in den Freuden einer stillen Häuslichkeit genügen zu lassen. Nur die Hoffnung auf das Kind unter ihrem Herzen liess die unglückliche Frau ausharren. In steten süssen Träumen hatte sie sich die Erziehung und Zukunft ihres Geschöpfes ausgemalt und zaghaft glücklich der schweren Stunde entgegengesehen und als dieser heissersehnte Augenblick endlich gekommen ist, starrt sie in das unbelebte, hässliche Gesicht eines blöden Kindes. Keine Liebe, keine Sorgfalt löst in diesem Wesen ein Verstehen aus, das bangende Auge der Mutter, das immer wieder sehnsüchtig nach einer menschlichen Regung in dem tierisch gestalteten Köpfchen forscht, kann zu Zeiten diese grosse Hässlichkeit nicht mit ansehen, so abstossend ist der Anblick. Niels, der Gatte, geht aus dem Leben, nachdem er sich in Ausschweifungen übersättigt hat. Und die Mutter bleibt mit ihrem eignen Geschöpf zurück, das allen ihren innig gepflegten Schönheitsidealen mit seiner Hässlichkeit Hohn spricht, sie flieht die Welt mit ihrem lauten verletzenden Mitleid. — In der Einsamkeit, beständig Auge in Auge mit ihrem grossen Unglück wächst allmählig mit immer zunehmender Stärke in ihr die Idee, ihr Kind durch den Tod zu erlösen. Sie berauscht sich fast an den spartanischen Grundsätzen: alles Schwache, Hässliche, Lebensunfähige zu vernichten, damit nur Schönes und Starkes bestehe, bald lebt kein anderer Gedanke mehr in ihr, als der zur Erlöserin ihres trotz allem geliebten Kindes zu werden. Sie ist ganz ausgefüllt von diesem Muss, während sie das unglückliche Wesen schmerzerfüllt liebkost, weiss sie, dass sie es einmal töten wird.

Sie steht unter dem suggestiven Einfluss Nietzschescher Lektüre:

„Es giebt keine Erlösung für den, der so an sich selber leidet, es sei denn der schnelle Tod“ und

„Euer Töten, Ihr Richter, soll ein Mitleid sein und keine Rache. Und indem Ihr tötet, seht zu, dass Ihr selber das Leben rechtfertigt.“

Sie ist mit dem Kinde, das sie so unendlich liebt, allein in der Nacht, das arme unglückliche Geschöpf wird in wilden Krämpfen herumgeworfen, es ist erschütternd in seiner Hässlichkeit und in seinem grossen Leiden — und an den Wänden steht es wie mit Flammenschrift geschrieben: „So sorgt doch, dass das Leben aufhöre, welches nur Leiden ist!“

Eine Stunde währt der Kampf im Herzen der Mutter, dann geht sie ruhig und gefestigt zum Schranke und holt von dem Morphium, das sie für sich selbst aufgespart hat. —

Es ist vollbracht. Sie durchlebt den ganzen Schmerz der Mutter, die ihr Kind verloren hat, aber grösser noch ist ihr Glück über den Frieden, den sie ihm gegeben hat. — Die einzig Wissenden, zwei Männer, die das Weib in ihr geliebt haben, fliehen mit Grauen vor der Mörderin ihres Kindes und sie lebt weiter, um „selber das Leben zu rechtfertigen“ indem sie Gutes tut.

Alle Seelenkämpfe der Mutter sind so lebendig und überzeugend geschildert, dass wir sie in jeder Steigerung mitempfinden; auch wenn uns die Tat nicht gerechtfertigt erscheint, aus anderen Gründen, als denen der gedankenlosen Humanitätsduselei der Welt im allgemeinen, so können wir sie dennoch verstehen. *H. Z.*



Die „Deutsche graphologische Gesellschaft" und ihre Publikationen. München 1903. 16 Seiten. Gratis. Expedition der Publikationen der „Deutschen graphologischen Gesellschaft".

Das vorliegende Heft enthält eine übersichtliche Darlegung der Entwicklung der wissenschaftlichen Graphologie und eine Inhaltsangabe der Publikation der „Deutschen graphologischen Gesellschaft" Sitz des Vorstandes: München; (Jahresbeitrag 6 Mk.); die reiche Vielseitigkeit dieser Veröffentlichungen wird durch ca. 30 Handschriftenproben mit erklärendem Text illustriert. Da das Heft auch noch eine gute bibliographische Orientierung über die neueren deutschen Graphologie-Publikationen bietet, so kann es allen Interessenten bestens empfohlen werden.

„Die Brotfrage" heisst eine neue Monatsschrift, welche Ingenieur P. M. Grempe, Schöneberg-Berlin als Publikations-Organ der „Vereinigung für Brotverbesserung" herausgiebt. Diese Zeitschrift will die Aufmerksamkeit aller Kreise unseres Volkes auf die mit der Brotbereitung, Brotaufbewahrung, Broternährung u. s. w. zusammenhängenden Fragen lenken und für die Schaffung eines nahrhaften, leicht bekömmlichen und guten Volksbrotes eintreten.

Neue Musikalien der Wa-Wan Press. Newton Center, Mass. U. S. A.

American Indian Melodies, harmonized by Arthur Farwell.

Lyrics of the Red Man. H. Wortbington Loomis.

Ulalume by A. R. Little. — Negro Episode by H. F. Gilbert. — Ichibuzzhi by Arthur Farwell.

Intermezzo from the tragedy of death by H. W. Loomis. — Dawn, a development of indian melodies by A. Farwell.

The Domain of Hurakan, for Pianoforte by Arthur Farewell.

Three songs: Zephyrus by H. F. Gilbert. — J'ai cherché trente ans mes soeurs by Alice Getty. — Lament for Adonis by K. Ruth Heyman.

Two songs: The spirit of Wine by H. Walter. — Pirate song by H. F. Gilbert.

Three songs: Helen — Drink to me only with thine eyes by Q. R. Little. — Salammbô's invocation to Tänith by H. F. Gilbert.

Two poëms: Eldorado and Israfel by Ed. Allan Poe with musical settings for voice and Pianoforte by Edgar Stillmann Kelley.

Jedes Heft 4.50 Mk.

Verantwortlicher Redakteur: Paul Zillmann.

Redaktion und Verlag: Gross-Lichterfelde, Ringstrasse 47a.

Druck von Robert Schumann, Cöthen (Anhalt).

